Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 20 27. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 31. Oktober 1963

Wir kommentieren

Heinrich Bölls «Ansichten»: Bölls Streitgespräch mit den Katholiken – Katholizismus der «Gremien, Komitees und Konferenzen» – Musterknaben exerzieren Musterhaftigkeit – Es ist grauenhaft, was in den Köpfen der Katholiken vor sich geht – Ein «mieser christlicher Vogel» – «Kohl in den Seminarien» – Eine (unwesentliche) negative Bemerkung: Böll kopiert seine eigene Salinger-Übersetzung – Positiv: Das zentrale Anliegen Bölls ist zu bejahen – Das Christsein muß leuchtend werden.

Siebenter Konzilsbericht

Brief aus Rom von Mario Galli: Die Nachrichtenagenturen haben jetzt leichtes Spiel – «Mit der gebotenen Klugheit» wird alles berichtet – Nur der Chefredakteur des «Osservatore Romano» sitzt in einem goldenen Käfig – Der Text der Schemata müßte auch bekanntgegeben werden – sonst berichtet man nur über die halbe Wahrheit – Der Textentwurf über die Kirche ist alles eher als klar – eine Kompromißlösung – «Die Schere des Msgr. Philips» – Bibelworte sind noch keine ökumenische Sprache – Der heutige Industriemensch kann nicht mit einem «Schaf» verglichen werden – Pastoral heißt nicht «salbungsvoll, unklar und unverbindlich» — Kämpfe unter Wasser: Das jetzige Kirchenschema als Endergebnis des Konzils wäre eine Katastrophe – Die vier Fragen der Moderatoren – Die Präsidenten fühlen sich übergangen – Kampf auf Biegen und Brechen – Die neuen Aushübe in die Tiefe versprechen ein größeres Haus.

Dialog der Konfessionen

Fürsprache und Anrufung der Heiligen: Der hauptsächlichste konfessionelle Streitpunkt in der Heiligenverehrung – Kennt die Offenbarung eine qualifizierte Fürbitte? – Altes Testament: Die Fürbitte, eine Angelegenheit des Gottesmannes und Propheten – Einige Zeugnisse – Spätjudentum: Bedeutende protestantische Forschungsarbeiten – Das Gebet besonderer Gerechter – Erzväter, Propheten, verstorbene Gerechte, Martyrer und Fürsprecherengel – Die Heiligengräber in Jesu Umwelt – Urchristentum: Jesus Christus der eine Fürsprecher – Dennoch bleibt als Maxime: «Viel vermag die Bitte eines Gerechten» – Wen Gott krönt, dem gibt er auch Macht – Schlußfolgerungen.

Philosophie

Die Person und die Institutionen (2): 4. Was sind «Institutionen»?: Die gesamte Verfaßtheit eines gemeinsamen Lebens – Funktionelle und repräsentative Deutung – Der Wille zur Wandlung.

KOMMENTAR

Müssen wir wirklich so sein?

Ist das Christentum in seinem Wesen unüberholbar, so kann kein kulturelles, soziologisches oder politisches Gebilde, in dem es sich historisch darstellt, seine endgültige Gestalt sein. Damit ist auch ausgesagt, daß die konkreten Erscheinungsformen des Christentums immer kritik- und reformbedürftig sind. Deshalb darf sich der Christ keinem Tadel gegenüber verschliessen, woher er auch kommen mag. Eine der neuesten Kritiken lautet: «Man ist nicht Christ, sondern ‚gehört zum christlichen Lager', man glaubt nicht an Christus, sondern ‚macht in Christentum'»[1]. Das ist der Kernsatz, mit dem *Heinrich Böll* bereits vor Jahren das Christentum von heute – vor allem in Deutschland – glaubte charakterisieren zu müssen.

Nun hat Böll seine Ansicht – die mit ihm zahlreiche junge Katholiken teilen – zu einem Roman verarbeitet: «*Ansichten eines Clowns*»[2]. Er hat sein Streitgespräch mit den Katholiken Deutschlands auf eine Parabel verkürzt. Dabei bediente er sich einer fast genial einfachen Methode: er ließ einen nichtreligiösen, nicht einmal kirchlichen («keiner Kirche steuerpflichtigen») Deutschen sich in ein aktiv katholisches Mädchen (Marie) verlieben und sah zu, was dabei passiert.

Die zwei lieben einander. Das Mädchen wird aber bald von Gewissensqualen (vom «metaphysischen Schrecken») erfaßt, weil er sich zunächst weigert, einen «Fetzen Papier» zu unterschreiben, worin er die katholische Erziehung der Kinder zusichern soll. Am Ende möchte er zwar alles unterschreiben, nur um das Mädchen, das er in seiner Naivität bereits als seine Frau betrachtet, für sich zu erhalten. Es ist aber schon zu spät. Ein prominenter junger Katholik «rettet» das Mädchen. Beide machen Hochzeitsreise nach Rom und lassen sich vom «armen Papst Johannes» segnen. Der «keiner Kirche steuerpflichtige» Mann fängt an zu saufen, versagt in seinem Beruf (er ist Clown und Sohn eines Braunkohlenmagnaten), verliert seine Engagements und endet als Bettler auf der Bonner Bahnhofstreppe. Diese Parabel bietet Böll Gelegenheit, jenen Katholizismus zu schildern, den er anderswo als den Katholizismus der «Gremien, Komitees und Konferenzen» bezeichnet, einen Katholizismus, der «mit lauter Musterknaben Tag für Tag Musterhaftigkeit exerziert (wie langweilig!) und dessen einige Organe «zu den unfairsten der Bundesrepublik gehören»[3].

All das – und noch viel mehr – erfahren wir aus den Monologen, langen Telephongesprächen, aufgefrischten Erinnerungen und zwanghaft auf das gleiche Thema zurückkehrenden Reflexionen des gescheiterten Clowns. Dazwischen eingestreut finden wir seine, oder vielmehr Bölls Ansichten über gewisse

[1] *Was halten Sie vom Christentum? 18 Antworten auf eine Umfrage.* Paul List Verlag, München (List-Bücher 105), 1957, S. 22.

[2] *Heinrich Böll, Ansichten eines Clowns.* Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln – Berlin, 1963.

[3] *Heinrich Böll* im Nachwort zu *Carl Amerys* Buch (Die Kapitulation oder Deutscher Katholizismus heute. Rowohlt, Hamburg, Nr. 589, 1963) S. 126–127.

Erscheinungsformen des heutigen Katholizismus. Bölls Clown kennt kaum ein anderes Thema.

▶ «Die Katholiken machen mich nervös, weil sie unfair sind. Die Protestanten machen mich krank mit ihrem Gewissensfummel. Die Atheisten langweilen mich, weil sie immer nur von Gott sprechen» (S. 115).

▶ «Ich habe das oft bei Katholiken bemerkt: sie hüten ihre Schätze – die Sakramente, den Papst – wie Geizhälse. Außerdem sind sie die eingebildetste Menschengruppe, die ich kenne. Sie bilden sich auf alles was ein: auf das, was stark an ihrer Kirche, auf das, was schwach an ihr ist, und sie erwarten von jedem, den sie für halbwegs intelligent halten, daß er bald konvertiert» (S. 161). – «Es ist grauenhaft, was in den Köpfen der Katholiken vor sich geht. Sie können nicht einmal guten Wein trinken, ohne dabei irgendwelche Verrenkungen vorzunehmen, sie müssen sich um jeden Preis ‚bewußt' werden, wie gut der Wein ist, und warum. Was das Bewußtsein angeht, stehen sie den Marxisten nicht nach» (S. 46). – «Marie hatte mich einmal in ein Bischofsamt geschleppt, und das ganze Hin und Her mit Mitra ab- und Mitra aufsetzen, weißes Band um-, weißes Band ablegen, Bischofsstab dorthin, Bischofsstab hierhin legen, rotes Band um, weißes ablegen, hatte mich sehr beeindruckt, als sensible Künstlernatur habe ich ein Organ für die Ästhetik der Wiederholung» (S. 282). – «Bei den Katholiken überrascht mich nichts mehr» (S. 22).

▶ Die garstigste Figur im ganzen Buch ist die des Prälaten Sommerwild: «Bei Sommerwild habe ich immer den Eindruck, daß er genausogut Kur- oder Konzertdirektor, Public relations-Manager einer Schuhfabrik, ein gepflegter Schlagersänger, vielleicht auch Redakteur einer ‚gescheit' gemachten, modischen Zeitschrift sein könnte. Er hält jeden Sonntagabend eine Predigt in St. Korbinian. Marie hat mich zweimal dorthin geschleppt. Die Vorführung ist peinlicher, als Sommerwilds Behörden erlauben sollten. Da lese ich doch lieber Rilke, Hofmannsthal, Newman einzeln, als daß ich mir aus den dreien eine Art Honigwasser zurechtmischen lasse. Mir brach während der Predigt der Schweiß aus. Mein vegetatives Nervensystem verträgt bestimmte Erscheinungsformen von Unnatur nicht. Daß das Seiende sei und das Schwebende schwebe – mir wird angst, wenn ich solche Ausdrücke höre. Da ist es mir schon lieber, wenn ein hilfloser dicklicher Pastor von der Kanzel die unfaßbaren Wahrheiten dieser Religion herunterstammelt und sich nicht einbildet, ‚druckreif' zu sprechen . . . Besonders quälend war, daß wir nach der Predigt in einem Café in der Nähe der Korbiniankirche hockten, das ganze Café sich mit künstlerischen Menschen füllte, die aus Sommerwilds Predigt kamen. Dann kam er selbst, und dieses halbseidene Zeug, das er von der Kanzel heruntergesagt hatte, wurde noch zwei-, drei-, bis viermal wiedergekäut. Eine bildhübsche junge Schauspielerin mit goldenem langem Haar und einem Engelsgesicht, von der Marie mir zuflüsterte, daß sie schon zu 'drei Vierteln' konvertiert sei, war drauf und dran, Sommerwild die Füße zu küssen. Ich glaube, er hätte sie nicht daran gehindert» (S. 132–133).

▶ Der Bruder des Clowns ist ein Konvertit und läßt sich in einem Priesterseminar erziehen, das nach Kohl stinkt: «Den Kohlgeruch kannte ich vom Internat her. Ein Pater dort hatte uns mal erklärt, daß Kohl als sinnlichkeitsdämpfend gelte. Die Vorstellung, daß meine oder irgend jemandes Sinnlichkeit gedämpft wurde, war mir ekelhaft . . . Und wenn ich mir vorstelle, daß mein Bruder Leo Kohl essen muß, damit seine Sinnlichkeit gedämpft wird, möchte ich am liebsten in dieses Ding gehen und über den ganzen Kohl Salzsäure schütten. Was die Jungen da vor sich haben, ist auch ohne Kohl schwer genug: es muß schrecklich schwer sein, jeden Tag diese unfaßbaren Sachen zu verkündigen: Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Im Weinberg des Herrn herumzuackern und zu sehen, wie verflucht wenig Sichtbares da herauskommt» (S. 87–88).

▶ Die Beschreibung des «Kreises fortschrittlicher Katholiken» ist glänzend: «Schon die ersten Augenblicke in diesem Kreis waren fürchterlich. Ich hatte mich auf diesen Abend sehr gefreut, war todmüde und erwartete eine Art fröhlicher Zusammenkunft, mit viel gutem Wein, gutem Essen, vielleicht Tanz; stattdessen gab es schlechten Wein, und es wurde ungefähr so, wie ich mir ein Oberseminar für Soziologie bei einem langweiligen Professor vorstelle. Nicht nur anstrengend, sondern auf eine überflüssige und unnatürliche Weise anstrengend. Zuerst beteten sie miteinander, und ich wußte die ganze Zeit über nicht, wohin mit meinen Händen und meinem Gesicht; ich denke, in eine solche Situation sollte man einen Ungläubigen nicht bringen. Sie beteten auch nicht einfach ein Vater Unser oder ein Ave Maria, . . . nein, es war irgendein von Kinkel verfaßter Text, sehr programmatisch ‚und bitten wir Dich, uns zu befähigen, dem Überkommenen wie dem Fortschreitenden in gleicher Weise gerecht zu werden' und so weiter, und dann erst ging man zum ‚Thema des Abends' über ‚Armut in der Gesellschaft, in der wir leben'. Es wurde einer der peinlichsten Abende meines Lebens . . . Es war keiner anwesend (außer mir), der nicht mindestens seine fünfzehnhundert Mark im Monat verdiente» (S. 22–23).

▶ «Ein Blick nach oben: auch im Kinderzimmer alles dunkel. Die Nachbarhäuser durch zweispurige Einfahrten und breite Rabatten getrennt. Kränklich der Widerschein der Fernsehapparate. Da wird der heimkehrende Gatte und Vater als störend empfunden, wäre die Heimkehr des verlorenen Sohnes als Störung empfunden worden; kein Kalb wäre geschlachtet, nicht einmal Hähnchen gegrillt worden – man hätte schnell auf einen Leberwurstrest im Eisschrank verwiesen» (S. 165).

▶ Der Clown faßt das in einem einzigen Satz zusammen, den er dem Leiter eines christlichen Bildungswerkes, der sein Honorar empfindlich verkürzen will, zuruft: «Sie mieser christlicher Vogel» (S. 18).

Wir haben all diese Vorwürfe ohne Beschönigung zitiert. Der Christ soll eine Kritik, ja sogar eine ihn bis in die Lächerlichkeit hinabziehende Korrektur ertragen können. Niemand hat uns so radikale Vorwürfe gemacht, wie Christus selbst. Er hat einmal sogar Petrus «Satan» genannt. Wir möchten zum Ganzen zwei Bemerkungen, eine literarische und eine theologische, oder wenn man will, eine unwesentliche und eine wesentliche, machen.

Eine unwesentliche Bemerkung: Uns bedrückt ein wenig, daß Böll nicht mehr gesagt hat, daß er nichts Wichtigeres vorzutragen hatte. Man hätte ihm noch ganz andere Dinge erzählen, ihn mit publikumswirksameren Anekdoten über die christliche Schwäche der Katholiken beliefern können. Das werfen wir nicht dem Christen, sondern dem Schriftsteller Böll vor. – Wenn wir schon bei den «schriftstellerischen Vorwürfen» sind: Als wir nach mehrfachem, ergriffenem und amüsiertem Lesen *J. D. Salingers «The Catcher in the Rye»* die deutsche (nach der englischen Ausgabe von 1958 durch Heinrich Böll überarbeitete) Übersetzung in die Hand nahmen, waren wir von der – man kann es nicht anders sagen – Plattheit der Wiedergabe enttäuscht[4]. Unsere Enttäuschung steigerte sich, als wir bemerkten, daß Böll in seinen «Ansichten eines Clowns» seine eigene Salinger-Übersetzung zu kopieren begann.

Eine wesentlichere Bemerkung: Wir möchten das zentrale Anliegen Bölls – das wir durchaus bejahen – nicht mit kleinlicher Polemik zunichte machen. Man könnte vielleicht gegen die Kritiken Bölls sagen: sie zielen alle auf das «Unwichtige», «Nebensächliche», auf Details; das «Hauptsächliche» und «Wichtige» ist bei uns rein. Aber für Christus genügt das «Hauptsächliche» nicht; für ihn ist oft das «Unwichtige» wichtig! Wir möchten das kurz erklären.

Das christliche Leben ist wesentlich ein Zeugnis. Es genügt nicht, wenn ein Christ am «Hauptsächlichen» festhält, die Wahrheiten des Christentums bekennt, den moralischen Forderungen Christi nachlebt. Er muß all das «leuchtend» darleben. Der Christ hat die Aufgabe, die Gegenwart Christi in sich selbst zu verdichten. Wenn ein Ungläubiger einem Christen sagen kann «Sie mieser christlicher Vogel», dann stimmt etwas mit diesem Christen nicht.

Christus muß im christlichen Dasein eine konkrete Evidenz, eine Fühlbarkeit, Anschaulichkeit und Antastbarkeit bekommen. Er muß durch die Existenz des Christen eintreten in die Leibhaftigkeit des Augenblicks, in die Geschichtlichkeit des hier und jetzt sich ereignenden Schicksals. Der Christ ist berufen, aus der Welt einen «Bereich Christi» zu schaffen. Christus ist die Gnade Gottes an uns, eine Gnade, die «leuchtend wurde auf seinem Antlitz». Die Gnade (charis) meint aber zugleich Anmut, Schönheit und Lieblichkeit. Durch die Existenz der Christen soll diese «Lieblichkeit» eintreten in die Welt. Darin liegt die charismatische Aufgabe der Christen, daß sie der Welt beweisen, daß im Innersten und Tiefsten nur der liebesgewaltig sein kann, der in der Nähe Christi lebt. Christus, das fleischgewordene Wort, ist der Ort der Schöpfung, wo das Wahre und Gute im Glanze der Herrlichkeit erscheint, schön

[4] *J. D. Salinger, Der Fänger im Roggen.* Kiepenheuer & Witsch, Köln – Berlin, 1963. – Siehe auch: *J. D. Salinger: Franny und zooey.* Kiepenheuer & Witsch, Köln – Berlin, 1963 (übertragen von Annemarie und Heinrich Böll).

wird.[5] Und so müßte die gelungene Gestalt des Christen das Schönste sein, was es in der Schöpfung geben kann. Schönheit ist das letzte Wort der Offenbarung. Das christliche Weltbild spricht von einer Welt, die am Ende der Zeit in einen immerwährenden Zustand der leuchtenden Schönheit, in ein kosmisches Brautsein umgewandelt wird. Es ist eine der christlichsten Aufgaben der Christen, von diesem kommenden Zustand der Welt bereits jetzt Zeugnis abzulegen, bereits jetzt vom Licht Christi derart durchglüht zu sein, daß dieses Licht sein Antlitz blendend macht. Diese übernächtliche Schönheit der Güte, die selbst in einem – nach unseren Illustriertenmaßstäben – häßlichen Menschen aufleuchten kann, ist ein Wesensmoment am charismatischen Zeugnis der Christen, wodurch der Christ im vollen Sinne zum Geschenk Christi an seine Mitmenschen wird. Überall, wo der Christ den Eindruck erweckt, er sei kleinlich, eingebildet, selbstsüchtig, begrenzt und selbstzufrieden, ist die Welt noch kein «göttlicher Bereich», dort hat der Christ in seinem Zeugnis versagt. *L. B*

[5] Siehe dazu: *Hans Urs von Balthasar, Herrlichkeit. Eine theologische Ästhetik.* Johannes-Verlag, Einsiedeln, 1961 und 1962. Bisher zwei Bände. Ein dritter Band erscheint voraussichtlich 1964. – Siehe auch vom gleichen Autor: *Glaubhaft ist nur die Liebe.* Johannes-Verlag, Einsiedeln, 1963.

BRIEF AUS ROM

Ich weiß nicht, ob ich so vorgehen kann, wie ich es für diesen Brief geplant. Er setzt die Aussagen der Bischöfe im Konzil als bekannt voraus. Ihr Inhalt ist in allen Tageszeitungen vermutlich zu lesen. Die Nachrichtenagenturen haben jetzt leichtes Spiel.

Das Pressewesen

Alles liegt offen zutage. Eine Stunde nach Schluß jeder Generalversammlung erscheinen die offiziellen Berichterstatter in der großen Halle des Pressebüros, von jeder Sprache einer, der «in der Aula» war, und erzählen «mit der gebotenen Klugheit» alles, was sich zugetragen hat. «Mit der gebotenen Klugheit» kann natürlich verschieden ausgelegt werden. So weit ich es beobachten kann, legt keiner der Berichterstatter diesen Zusatz dahin aus, daß er etwas verschweigen müsse (restriktiv), sondern alle deuten ihn extensiv, indem sie heikle oder schwierige Punkte mit einem persönlichen Kommentar versehen. Die längsten Kommentare gibt der französische Abbé Haubtmann, der zugleich Leiter des französischen Pressebüros ist. Die Gewandtheit und der cartesianische Geist des sympathischen Franzosen zieht den größten Zuhörerkreis an. Bei den Italienern erscheint mit Stock der gehbehinderte italienische Pressebischof persönlich, um gleich an Ort und Stelle den Fragen der Journalisten Rede und Antwort zu stehen. Sachlich am getreuesten erfährt man bei dem Deutschen Msgr. Fittkau, was nun wirklich gesagt wurde, und nur knappe Randbemerkungen und das längere oder kürzere Verweilen bei einem Votum zeigen an, wo der Referent die Schwerpunkte der Diskussion sieht. Bei den Spaniern hält der Pressebischof allein die Konferenz ab. Wer irgendwie Spanisch kann, zählt zu seinen Zuhörern, denn der junge Msgr. José Cirarda, Weihbischof von Sevilla (46), eine hervorragende Persönlichkeit, versteht es am besten von allen, durch das Gewirr der Konzilsvoten klare Linien zu ziehen und die einzelnen Redner zu «orten», ohne irgend etwas zu verschweigen. Von welch schonungsloser Offenheit bei aller Vornehmheit der Diktion sein Reden ist, ersieht man allein daraus, daß der «Osservatore Romano» eine allgemeine Pressekonferenz des Bischofs (er kann auch Französisch, Englisch, Italienisch) nur reichlich purgiert zu veröffentlichen wagte. Es ist ja schon ein wenig grotesk, daß von allen Zeitungen der Welt einzig der «Osservatore Romano» nicht deutlich sagen kann (darf), wer was am Konzil geäußert hat! Armer Chefredaktor des einzigen vatikanischen Blattes; er sitzt in einem goldenen Käfig und schaut traurig auf alle Vögel in den Baumkronen, die ihr Lied in voller Freiheit singen. (So denke ich mir das wenigstens.) Eine Besonderheit haben die pressetüchtigen Amerikaner. Nach dem Pressebericht im offiziellen Büro wandern sie ans andere Ende der Via della Conciliazione, wo sie unterirdisch einen großen Saal erobert haben. An einem Tisch sitzen Fachleute der Exegese, des Dogmas, der Kirchengeschichte, des Jus Canonicum und so fort. Der Saal ist gerammelt voll jeden Tag. Die Journalisten stellen nun Fragen und die Fachleute antworten. Da frug zum Beispiel gestern einer: «Ich habe gehört, daß sich die französischen Bischöfe von ihren großen Theologen intensiv beraten lassen. Ich möchte wissen, ob die amerikanischen Bischöfe ein Gleiches tun.» Die anwesenden Bischöfe waren in nicht geringer Verlegenheit. Es kommt auch vor, daß sich ein Pressemann von einer Antwort als nicht befriedigt erklärt. Dann schweigt der Experte beschämt, und ein anderer zufällig anwesender Fachmann versucht eine bessere. Diese Heard's sind hochinteressant.

Sie sehen, das Nachrichtenwesen hat sich – infolge des neuerrichteten Presserates aus Bischöfen (ihrer 10) – wesentlich verbessert gegenüber der ersten Sitzungsperiode. Wenn Sie trotzdem vielleicht aus allen Agenturmeldungen sich eher verwirrt als belehrt fühlen, dann dürften dem zwei Ursachen zugrunde liegen.

Erstens: Die sogenannte Konzilsdebatte wird eigentlich zu Unrecht «Debatte» genannt. Allen Aussagen der Väter liegt der Text der Vorlage, des Schemas zugrunde. Sie beziehen sich auf ihn, wollen ihn erweitert an dieser Stelle, klarer gefaßt an jener, anders angeordnet usw. Dieser Text steht aber immer noch unter dem «Geheimnis». So hängen die Voten eigentlich für die Öffentlichkeit in der Luft. Kurze Übersichten dürfen zwar herausgegeben werden und sind zu haben. Aber die Voten im Konzil gehen ins Detail. Wenn man sagt, daß jede menschliche Aussage nur in ihrer Situation richtig gedeutet werden kann (selbst kirchliche Definitionen), dann folgt, daß die Aussagen der Konzilsväter eigentlich samt und sonders von der Öffentlichkeit nicht oder nur sehr einseitig verstanden werden können, weil ihr Beziehungspunkt nicht hinreichend bekannt ist! Vernünftigerweise müßte daher auch der Text der Schemata bekannt gegeben werden! Erst so könnte die Presse ihre Aufgabe wirklich erfüllen. Gewiß, ein Votum, das mich interessiert, kann ich sogar im Wortlaut vom Autor erbitten, und die meisten Bischöfe (nicht alle) stellen es bereitwillig zur Verfügung. Aber das ist doch nur die halbe Wahrheit. Hier ist also ein Fortschritt immer noch möglich und sogar notwendig. Der Raum für das Geheimnis – es gibt einen solchen wünschenswerten Raum – sollte auf die Verhandlungen der Kommissionen, die Beratungen der Moderatoren und derlei innere Auseinandersetzungen, die aus der Natur der Sache vor der Publizität geschützt werden müssen, sich beschränken.

Das Schema Philips

Zweitens (und hier komme ich auf einen wesentlichen und mehr inneren Charakterzug der jetzigen Lage): Das vorliegende Schema über die Kirche weist einen großen Nachteil auf. Es ist in sich selbst alles eher als klar. Man kann gewiß Grundlinien erkennen, und ich habe davon schon letztes Mal geschrieben. Sie sind ausgezeichnet. Will man aber näher zugreifen, dann rinnt einem fast alles wie Sand durch die Finger. Woher kommt das? Ich nenne drei Gründe.

▷ Kompromiß. Zunächst ist das Schema eine Kompromißlösung. Es lagen mehrere Schemata vor. Ein sehr eingehendes deutsches, ein sich auf heutige Probleme beschränkendes und ein anderes sehr theologisches französisches. Ein chilenisches sogar. Sie alle waren klar in ihren Aussagen und dem alten Kirchenschema scharf entgegengesetzt. Dazu kam das jetzige Schema, welches Msgr. Gérard Philips, Professor an der katholischen Universität in Löwen, zum Autor hat. Philips war bereits Mitglied der die theologischen Schemata vor dem Konzil erarbeitenden Kommission des Kardinal Ottaviani. Er kennt also die hier waltenden Schwierigkeiten. Die harten Kämpfe der ersten Sessio belehrten ihn überdies, daß sich im Konzil zwei Gruppen gegenüberstanden, die zwar ungleich in der Größe, trotzdem beide so stark waren, daß keine die notwendige Zweidrittelmehrheit erringen konnte. Er suchte also ein Schema zu erstellen, das die Forderungen der Ökumenizität und Pastoral in der Hauptsache erfüllt, aber in der Sache möglichst viele Türen offen läßt. Deshalb vermied er konkretere «heiße Eisen», die das abstrakte allgemeine Prinzip in den Wirbel der Affekte hineingezogen hätten. Ich nenne Beispiele: Wie könnte das Bischofskollegium außerhalb des Konzils tätig werden? Wie würde dadurch die Stellung des Papstes ergänzt? Was ergibt sich für das Verhältnis von Kirche und Staat aus einer inneren Schau der Kirche? Welche konkreten Rechte sind, gemäß der im Schema genannten positiven Beschreibung des Laien in der Kirche, ihm zuzubilligen? Das alles bleiben ebenso viele ungelöste Fragen.

Boshaft gesagt, hat zum Beispiel der «Espresso» dieses Schema «die Schere des Msgr. Philips» genannt, denn alle Streitpunkte sind «ausgeschnitten». Positiv könnte man liebevoller sagen: die offenen Türen des Msgr. Philips. Es läßt sich nicht leugnen, daß wegen dieser «Schere» oder dieser «offenen Türen» diesem Schema schließlich der Vorzug gegeben wurde – von beiden Seiten!

▷ Ökumenische Sprache. Damit aber nicht genug. Ich weiß nicht, ob der Monsignore das Anliegen der ökumenischen Sprache in jeder Hinsicht richtig verwirklicht hat. Sicher ist ein Rückgriff auf die Hl. Schrift ein ökumenisches Element. Bereits die Beschreibung der Kirche als «mystischer Leib» war aus der Hl. Schrift «entlehnt». Wenn aber die Enzyklika von Pius XII. als erstes Element des «Leibes» seine soziale Sichtbarkeit nennt, dann ist das theologisch ganz gewiß in der Ordnung; es ist aber nicht «biblisch» insofern Paulus, von dem der Ausdruck stammt, damit über die Sichtbarkeit der Kirche direkt nichts aussagen will, sondern über die Verschiedenheit der Glieder, ihre Verbindung mit dem Haupt Christus. Die besten Exegeten (Msgr. Cerfaux, Pater Benoit, H. Schlier, V. Warnach usw.) sind der Ansicht, nach Paulus werde nicht so sehr die Kirche als ein Sozialgebilde mit einer Organisation und Hierarchie ins Auge gefaßt, wenn er vom mystischen Leib rede, sondern hier stehe eine mehr persönlich-soteriologische Betrachtung im Vordergrund: wir sind der Leib Christi, insofern jeder Gläubige sogar leiblich mit dem österlich-verherrlichten Christus verbunden ist. Das geschieht durch Taufe und Eucharistie! Die Gefahr einer doppelten Exegese und einer «doppelten Wahrheit» sucht nun das Schema Philips durch eine Deutung, die beide Erklärungen umfaßt, zu bannen. Das kann vielleicht gebilligt werden.

Aber an anderen Stellen ist, wie Sie wissen, der alte Stil wieder aufgenommen worden: eine Wahrheit wird «biblisch garniert» durch exegetisch ungenießbare Kräuter! Das gab Kardinal Ruffini einerseits und Kardinal Bea anderseits Gelegenheit zu Protesten. Ruffini, um die Aussage des Textes in Frage zu stellen, und Bea, um die Ökumenizität einer solchen Sprache zu bezweifeln. Beide hatten in ihrer Art recht. Ein solcher biblischer Text stützt eine Aussage nicht und der «andere (bibelkundige) Christ» ist entsetzt über die Art, wie wir die Bibel zur Magd der Theologie machen, statt umgekehrt.

Aber noch ein weiteres ist hier zu vermerken. Standen nicht Christus und die hl. Schriftsteller selbst in einer ganz bestimmten Zeit, in einem genau begrenzten Volk mit zeitgebundener Kultur, Brauchtum, Anschauungswelt? Selbstredend drückt sich daher der hl. Autor in Bildern aus, die dieser Situation entsprechen, um seinen Hörern oder Lesern die Wahrheit nahezubringen, die sich in Begriffe vielleicht gar nicht fassen läßt. Jesus stand in einer Landbevölkerung. Was eine Herde, ein Acker, ein Weinberg ist, war jedermann von seinen Zuhörern unmittelbar klar. Eine ganze Erfahrungswelt schwang bei diesen Ausdrücken mit. Dieselben Bilder wecken in einem modernen Städter höchstens sehr blasse und vielleicht auch gar nicht zutreffende Vorstellungen. Ist es also, kann man fragen, «schriftgemäß», dem Sinn «entsprechend», ihm mit Hilfe dieser Bilder die schwierige Realität der Kirche nahebringen zu wollen? Ich würde sagen, nein. Es weckt keinerlei Bewußtsein der Geborgenheit oder des Vertrauens, viel eher Mißfallen bei einem heutigen Industriemenschen, wenn er mit einem «Schaf» verglichen wird – und die Gemeinschaft mit einer «Herde». Diesen Umstand hat das Schema ganz außer acht gelassen. Es setzt einfach die «biblischen» Bilder neben das korrigierte Bild vom Leib, und die wenigen überzeitlichen Bilder, wie Familie, Braut, Gemeinschaft, beachtet es fast nicht.

Solche Biblizität wirkte sich im umgekehrten Fall sehr übel aus. Das Schema redet vom «Apostelkollegium». Gleich stürzten sich die Gegner (Ruffini und andere) auf dieses Wort und erklärten, es käme in der Hl. Schrift nicht vor! Daß hier von «den Zwölf» als festumrissenem Begriff sehr deutlich die Rede ist und daß in moderner Sprache eine solche Einheit am geeignetsten mit Kollegium bezeichnet wird (die Kirchenväter nannten das Corpus, Collegium, Ordo, etwa: Körperschaft, Kollegium, rechtliche Einheit mehrerer Personen) beachten sie nicht. Obwohl nun sowohl in der Hl. Schrift wie in der alten Tradition seit Cyprian das im Schema mit Kollegium Gemeinte deutlich enthalten ist und durch die Tatsache jedes Konzils, sowie durch die alten Kommuniongemeinschaften der lokalen Kirchen deutlich bezeugt wird, entstand bei den Konzilsvätern sichtliche Verwirrung, weil das Gemeinte in der Schrift nicht «Kollegium» genannt wird und in der Tradition verschiedene Namen erhält. Hier also erwies sich der sonst mangelnde exegetische Sinn des Schemas als ein Tomahowk.

▷ Pastorale Sprache. Endlich zeigt es sich, daß auch die sogenannte «Pastorale Sprache» keineswegs eine einfache Sache darstellt. Pastoral heißt eben nicht «salbungsvoll unklar und unverbindlich». Aber das Schema hinterläßt weitgehend diesen Eindruck.

Es vermeidet alle sauberen rechtlichen Fachausdrücke wie der Teufel das Weihwasser, selbst dort, wo es nun eben um eine Rechtsfrage geht, gleich als gäbe es in der Kirche keine von Christus eingesetzten rechtlichen Vollmachten, obwohl doch auch sie Gnadengeschenke bedeuten, die aus sakramentalen Weihen fließen können. Das Schema deutet das an, aber in so «pastoralen» Worten, daß sehr viele Bischöfe nicht wußten, was denn nun damit gemeint sei. Es geht nicht, daß man eine Sprache, die für JOC und Pfadfindergruppen (vielleicht auch da: leider) gebräuchlich sein mag, in das Lehrdekret eines Konzils aufnimmt. Überdies ist Sachlichkeit, eine nüchterne und geradezu technische Sprache dem heutigen Menschen keineswegs fremd. Er kennt sie aus allen Fachgebieten profaner Wissenschaften. So möchte er auch hier klar und deutlich, nüchtern und knapp wissen, was nun dieses Konzil dem ersten Vatikanum in bezug auf die Unfehlbarkeit und den Jurisdiktionsprimat des Papstes hinzufügt. Der Wunsch bleibt leider im Schema unerfüllt infolge seiner sogenannt pastoralen Sprache.

Kämpfe unter Wasser

Die Kritik war hart und spitz, die ich hier gegeben habe. Es

mußte aber sein, damit Sie nicht im weiteren Verlauf des Konzils vor lauter Rätseln stehen! Gewiß, die Grundhaltung des Schemas ist eine sehr erfreuliche und es enthält viele Ansatzpunkte, die eine Neuorientierung, eine echte Reform des Selbstverständnisses und der Praxis der Kirche erhoffen lassen. Deshalb wurde die Vorlage als Verhandlungsbasis von allen angenommen. Nicht mehr! Denkt man sich das Schema als Endergebnis des Konzils, wäre es schlechthin eine Katastrophe! Daher das Durcheinander der gemachten Vorschläge. Wenn sie alle wirklich zur Ausführung gelangen, wird die endgültige Fassung nicht vier, sondern acht oder neun Kapitel umfassen. Heute noch sagte mir einer der Berater: «Ich begreife nicht, wie man daran gehen kann, ein Haus zu bauen, ehe man weiß, wieviel Räume es enthalten soll.»

Die vier Fragen

Um diesem Übelstand abzuhelfen, haben die Moderatoren dem Konzil angekündigt, sie wollten vier Fragen den Vätern zur Abstimmung vorlegen. Das geschah am Dienstag (15. Oktober). Bie heute wurden die Fragen nicht gestellt (Dienstag, 22. Oktober). Sie sehen, da spielt sich unter Wasser ein Kampf ab, von dem nur einige Luftblasen den Wasserspiegel der Öffentlichkeit erreichen. Um was für Fragen es sich handelt? Das Konzil soll schon jetzt klar entscheiden, ob es in diesem Schema die Sakramentalität der Bischofsweihe, das Kollegium der Bischöfe, das Diakonat als dauernden Lebensstand und die Kirche der Armen behandeln will oder nicht. Ich kann für die Richtigkeit der einzelnen Themen nicht bürgen, denn offiziell wurde noch nichts verlautet: es kann zum Beispiel die vierte Frage sich auch auf den Einbau des Marienschemas beziehen, denn hier herrscht ebenfalls ein Chaos. Zurzeit gehen fünf verschiedene Marienschemata um. Gutachten werden auch verteilt über das Diakonat, für und wider. Von Msgr. Staffa, dem Kuriensekretär der Kongregation für Seminarien, eines gegen den verheirateten Diakon; ein anderes von den Theologen Rahner, Ratzinger und Martelet, das für das ständige Diakonat (nicht aber für den verheirateten) eintritt. Gegen dieses wandte sich im Konzil Kardinal Ottaviani, als ob die Verteilung solcher Gutachten nicht gestattet wäre, weil im Konzil die Theologen die Bischöfe nicht zu belehren hätten! Dagegen wandten sich nun wieder verschiedene spätere Redner, zuletzt Kardinal Suenens: «Was täten wir denn ohne die Theologen!» Kurzum, der Unter-Wasser-Kampf ist in vollem Gang.

Aber warum verzögert sich die Ansage der vier Themen? Hier herrscht eine Art Kompetenzstreit. Haben die Moderatoren die Vollmacht, solche Abstimmungen außer der Reihe durchzuführen? Der Generalsekretär Msgr. Felici scheint im Namen der Geschäftsordnung dagegen zu sein. Die dekorativen Präsidenten, von denen nur Tisserant unterrichtet war, fühlen sich übergangen. Die Koordinationskommission meldet auch Ansprüche an. Dahinter vermutet man das Hl. Offizium, dem daran liegt, das Kirchenschema möglichst problemlos zu gestalten oder es durch Verschleppung zu Fall zu bringen. Wie auch immer, die Moderatoren müssen jetzt zeigen, ob sie eine wirkliche Bedeutung haben. Sie müssen einen Kampf führen auf Biegen und Brechen. Die letzte Entscheidung liegt in der Hand des Papstes.

Nehmen wir an, die vier Themen werden vom Konzil angenommen. Dann müssen sie eine sehr sorgfältige Ausarbeitung finden. Ob die jetzige theologische Kommission, bei der eine Zweidrittelmehrheit in heikler Frage kaum zu erreichen ist, dazu fähig wäre, darf füglich bezweifelt werden. Es wird, da diese Zusammensetzung der Zusammensetzung in der Konzilsaula nicht mehr entspricht, ernstlich erwogen, ob die theologische Kommission nicht durch eine neu zu wählende ersetzt werden muß! Verstehen Sie jetzt den Widerstand Ottavianis?

Die Abstimmung über die vier Themen wäre die Vorstufe, denn sie wird das Verhältnis der Bischöfe offenbaren! Sie sehen, unter Wasser ist alles in Bewegung. Schon lachen die Bischöfe und sagen: «Das ist kein guter Zustand in den Kommissionen. Die alten Schemata sind gefallen, das waren die Kinder der jeweiligen Kurienkardinäle, die ihnen vorsitzen. Die Vositzenden betrachten die neuen Schemata als ‚Stiefkinder', und es ist zu fürchten, daß ...! Nun man weiß, wie Stiefkinder oft behandelt werden.» Mit all dem wollte ich Ihren Optimismus nun keineswegs dämpfen! Im Gegenteil. Während die Zeit zwischen beiden Sessionen trotz aller guten Arbeit, die geleistet wurde, doch eine etwas einebnende Tendenz aufweist (die Parole war: man findet sich in der Mitte), geht nun der Spaten plötzlich wieder tief in den Boden hinein. «Willst Du ein hohes Haus bauen, so grabe erst ein tiefes Fundament aus» sagt Augustinus. Ich glaube, die immer erneuten Aushübe in die Tiefe versprechen ein hohes Haus!

Erlauben Sie mir zum Schluß einen ganz konkreten Versuch. Ich muß ihn in einer etwas technischen Sprache vornehmen, wenn ich nicht in den eben getadelten Fehler fallen will. Ich bin mir auch bewußt, daß damit ein Ausschnitt geboten wird aus den Verhandlungen über das zweite Kapitel. Das vorausgesetzt, fragen Sie, vermute ich, wie wird nun nach Newmans Wort die im ersten Vatikanum festgelegte Stellung des Papstes durch das zweite ergänzt? Nehmen Sie die Session IV vom 18. Juli 1870. Dort finden Sie am Ende des ersten Kapitels das erste Anathem. Es besagt, positiv ausgedrückt: «Christus der Herr setzte den sel. Apostel Petrus zum Fürsten über alle Apostel und zum sichtbaren Haupt der ganzen sichtbaren Kirche.»

Wenn alle Voten der Konzilsväter berücksichtigt werden und die Zweidrittelmehrheit dem zustimmt, obendrein der Papst selbst es bekräftigt, käme ungefähr folgende Ergänzung heraus: «Christus setzte den Apostel Petrus zum sichtbaren Haupt über das Apostelkollegium und damit auch zum Haupt über die ganze Kirche.» Während im ersten Fall Petrus als isoliert den anderen Aposteln gegenüber zu stehen scheint, wird er jetzt in das Kollegium einbezogen als dessen Spitze. Während im ersten Fall Petrus direkt und unabhängig vom Kollegium der Apostel als Haupt der ganzen Kirche erscheinen könnte, ist er jetzt direkt Haupt des Apostelkollegiums und kann Haupt der gesamten Kirche (genau gesprochen) nur indirekt genannt werden, insofern er nämlich Haupt des Kollegiums ist.

Nehmen Sie jetzt das Ende des dritten Kapitels. Wiederum ein Anathem. Positiv ausgedrückt: «Der römische Pontifex hat nicht bloß das Amt der Inspektion und Leitung, er besitzt die volle und höchste Jurisdiktionsgewalt über die ganze Kirche...» Dieser Satz würde insofern eine Ergänzung erfahren, als man nunmehr erklärt: «Das heißt nicht, daß alle Jurisdiktionsgewalt von ihm ausgeht. Jeder Bischof hat kraft seiner Bischofsweihe direkt von Gott her, insofern er dadurch dem Bischofskollegium einverleibt ist, eine wahre Hirtengewalt mitsamt dem Kollegium, dessen Spitze der Papst ist, über die ganze Kirche, welche ihm auch der Papst nicht nehmen kann. Ebenso muß er seine Jurisdiktion für die Diözese, über die er (nicht notwendig vom Papst) gesetzt ist, nicht unbedingt vom Papst erhalten, wenn auch dieser das Recht hat, sie ihm, des Allgemeinwohles wegen, sei es einzuschränken, sei es zu nehmen.

Endlich lesen Sie im vierten Kapitel die als Glaubenssatz verkündete Unfehlbarkeitserklärung: Wenn der römische Pontifex ex cathedra spricht, das heißt, wenn er seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen waltend mit Einsatz seiner obersten apostolischen Autorität eine Lehre über Glaubens- oder Sittenfragen als eine von der ganzen Kirche zu haltende erklärt, dann besitzt er durch den göttlichen Beistand, der dem Petrus zugesagt wurde, jene Unfehlbarkeit, die der göttliche Erlöser seiner Kirche geben wollte, wenn sie eine Glaubens- oder Sittenfrage definiert. Daher sind solche Definitionen des römischen Pontifex aus sich selbst (ex sese) und nicht aus der Zustimmung der Kirche unwiderruflich! Dieses «ex sese» könnte und hat den Anschein erweckt, als könne der Papst nach eige-

nem Gutdünken oder Gewissen Glaubenswahrheiten definieren, ohne Rücksicht auf den Glauben der Kirche. Jetzt würde dies dahin ergänzt, daß der Papst bei einer feierlichen Definition nicht die Zustimmung der Bischöfe einholen müsse, daß er aber als Haupt des Kollegiums nicht definieren könne, was nicht zuvor schon von diesem geglaubt wird. Etwas, was kein Bischof für geoffenbart hält, kann auch der Papst nicht als geoffenbart erklären. Damit wird das Haupt der Kirche, das vom Körper wie getrennt schien, deutlich wieder auf den Leib gesetzt.

Sie sehen, durch die Aufnahme des Kollegiums der Bischöfe in das zweite Kapitel des Kirchenschemas wie durch die Betonung der Sakramentalität der Bischofsweihe, aus der nicht bloß die Weihegewalt, sondern auch eine Regierungsgewalt, ja eine Jurisdiktion (was nicht dasselbe ist) erfließen kann, ergeben sich schon weite Perspektiven, die für die Reform der Kirche, wie auch in ökumenischer Hinsicht gegenüber den Orthodoxen und auch den Evangelischen von größter Bedeutung sein können. Sie verstehen auch, daß die Bischöfe hier nur zögernd folgen und jedenfalls sehr klar wissen wollen, was sie nun beschließen. Ich vermerke, daß manche, die das Bischofskollegium bejaht haben, trotzdem an der Ansicht festhalten wollten, daß der Papst die einzige Quelle der Jurisdiktion bleibe, wie das in der westlichen Welt heute Brauch ist. Andere aber waren nicht dieser Meinung. Vom Diakonat und von der Kirche der Armen habe ich nun nichts geschrieben. Ich denke, Sie haben das in den Zeitungen hinreichend gelesen. Fast mit Sicherheit wirft eine dritte Sitzungsperiode schon ihre Schatten voraus, allein um das Kirchenschema unter Dach zu bringen. Hingegen spricht man jetzt doch davon, daß nach der Verabschiedung des Liturgie-Schemas, die (trotz der Verzögerungen, welche keineswegs Rückfälle bedeuten!) vor der Tür steht, das verkürzte und verbesserte (?) Schema über die Massenmedien zur Abstimmung kommen soll. Wenn auf Allerheiligen die Simultananlage in Aktion tritt, welche Kardinal Cushing bezahlt hat, werden nun auch die Amerikaner stärker zur Geltung kommen. Der Strom hat Zug.

M. v. Galli

FÜRSPRACHE UND ANRUFUNG DER HEILIGEN

In unserem Beitrag «Der ‚Heilige' im Protestantismus»[1] konnte mit vielen Gründen aus Geschichte und Gegenwart die Feststellung gemacht werden, daß der Gott der Reformation keineswegs ein Gott ohne einen Himmel der Engel, Seligen und Heiligen war noch ist. Die Reformatoren hatten wohl Korrekturen am überkommenen «Heiligendienst» angebracht, aber den Himmel gewiß nicht entvölkert. Die pilgernde Kirche der evangelischen Bekenntnisse schaute noch mit Sehnsucht hinauf zur Kirche der Vollendeten und Heimgekommenen im himmlischen Jerusalem. Aus der Gegenwart konnten manche Anzeichen genannt werden, daß durch eine Besinnung auf die «Väter» der Kirche und ein neues Hören auf die Fülle des Evangeliums der «Heilige» auch in der protestantischen Verkündigung, Liturgie und im künstlerischen Schaffen von heute wieder einen Platz und eine Rolle bekommt, aus denen er im aufklärerischen 19. Jahrhundert fast ganz verdrängt worden war. In der Neuauflage des protestantischen Lexikons «Die Religion in Geschichte und Gegenwart» kann R. Klauser ohne jedes Zaudern erklären: «Der Protestantismus leugnet die Existenz von Heiligen nicht. Er kennt auch ihre Rolle als Fürbitter vor Gottes Thron».[2] Ähnlich formuliert das unlängst erschienene «Evangelische Kirchenlexikon».[3] Man hat hier wieder etwas zurückgewonnen, was die Reformation selber noch nicht aufgegeben hatte. Bekanntlich wurde in den reformatorischen Bekenntnissen, die doch die «reine Lehre» gegenüber der katholischen Kirche herausstellen wollten, die Überzeugung festgehalten, daß die Heiligen im Himmel für die pilgernde Kirche auf Erden fürbittend am Throne Gottes eintreten. In der Apologie der Konfession zum Beispiel wurde ausdrücklich zugestanden: «Gleichwie die lebendigen Heiligen (auf Erden) für die ganze Kirche insgemein bitten, also mögen auch die Heiligen im Himmel insgemein für die ganze Kirche bitten». Namentlich wurde von Maria ausgesagt, daß «die Mutter Gottes für die Kirche bittet» und «allen höchsten Lobes wert ist» (XXI.).

Abgelehnt wurde damals wie auch noch heute eigentlich nur die Anrufung der Heiligen als besondere Fürsprecher bei Gott. Die Apologie der lutherischen Kirche sprach selbst in dieser Sache noch mit großer Milde und Zurückhaltung, indem sie die Meinung dahin präzisierte: «Das Bekenntnis behauptet nur, daß die Schrift die Anrufung der Heiligen nicht lehrt. Da aber weder ein Gebot noch eine Zusage noch ein Beispiel über die Anrufung der Heiligen aus der Schrift angeführt werden kann, so folgt, daß das Gewissen nichts Sicheres über die Anrufung haben kann». Dezidierter formulierte das reformierte zweite Helvetische Bekenntnis von 1566: «Noch rufen wir die Heiligen an, noch anerkennen wir sie als unsere Fürsprecher und Mittler vor dem Vater im Himmel» (V.). So dürfte aber heute ungefähr die allgemeine protestantische These lauten.[4] Der hauptsächlichste konfessionelle Streitpunkt in der Heiligenverehrung liegt in der Frage der Anrufung und Fürsprache der Heiligen. Zu diesem Thema sind nun gerade in jüngster Zeit von protestantischer Seite wertvolle Arbeiten veröffentlicht worden:

Die bahnbrechende Dissertation des Schweden Nils Johansson,[5] zwei deutsche Doktorarbeiten von Franz Hesse[6] und Reinhard Zorn[7] und die minutiöse Forschungsarbeit von Joachim Jeremias über die «Heiligengräber in Jesu Umwelt» (1958). Sie haben manch neues Licht in die Frage der Heiligenverehrung gebracht. Ob seiner überraschenden Ergebnisse glaubt zum Beispiel Joachim Jeremias die Kirchengeschichtler mahnen zu müssen, daß sie «künftig die frühkatholische Verehrung von Heiligengräbern nicht mehr ausschließlich aus dem antiken Heroenkult werden ableiten dürfen, sondern damit rechnen müssen, daß sie eine wichtige Wurzel in der spätjüdischen Volksreligion hat». Auch das «Ursprungsproblem» der Gräberverehrung «muß nunmehr neu in Angriff genommen werden» (5; 141).

Unsere Betrachtung wird sich auf die Fürsprache und Anrufung der Heiligen konzentrieren. Dabei muß von Anfang an die Unterscheidung beachtet werden, die besonders Luther und mit ihm die ganze Reformation, aber auch schon die alte Theologie und selbst die Bibel gemacht haben, nämlich die Unterscheidung von Fürbitte und Fürsprache. Fürbitte besteht in der einfachen Bitte, die jedermann in irgendeinem Anliegen an Gott richten kann. Fürsprache ist eine qualifizierte Fürbitte. Es ist die Bitte von solchen Personen, die auf Grund ihrer gnadenhaften Erwählung oder Stellung in Gottes Heilsplan oder kraft ihrer begnadeten Heiligkeit und Gerechtigkeit besonders viel am Throne Gottes vermögen. In der Anrufung wendet sich der Gläubige an solche Vertraute oder Freunde Gottes, daß sie stellvertretend seine Bitte vor Gott tragen. In einem Bild gesprochen: Der einfache Untertan geht mit seinem Anliegen nicht direkt zum König, sondern bedient sich der Vermittlung durch Personen, die beim König in besonderer Gunst und Gnade stehen und viel vermögen. Man könnte diese Bitte der Vertrauenspersonen Fürsprecher-Fürbitte (intercessio) nennen, ob nun die Bitte die Erlangung eines Heilsgutes oder die Abwendung eines göttlichen Strafgerichtes zum Ziele hat.[8] Die Frage ist nun die: Kennt die biblische Offenbarung eine solche qualifizierte Fürbitte?

Fürsprecher-Vorstellungen im Alten Testament

Von Anfang an gab es in Israel sicher die Fürbitte, zu der jedermann berechtigt und befähigt war, ob Mann oder Frau, ob König oder Sklave, ob Priester oder Laie. Der Hausvater übt zum Beispiel die Fürbitte, wenn er für seine heiratende Tochter den Segen erfleht oder für den in die Fremde verreisenden Sohn den Schutz Gottes erbittet. Gegenstand der Fürbitte ist die Bitte um den «Schalom», den Segen Gottes, der geistige und materielle Güter einschließt: Weisheit des Herzens, Gesundheit des Leibes, rechten Lebensgefährten, Fruchtbarkeit des Feldes und der Herden, Sieg über die Feinde. So bestimmt gibt es im Alten Testament aber auch die Fürsprache, die sozusagen gewissen großen Gottesmännern vorbehalten blieb und denen es gegeben war, vor Gott für die Menschen «in den Riß zu treten» (Ps. 106,23). Nils Johansson meint sogar feststellen zu können: «In keinem Abschnitt der Entwicklung des israelitischen Frömmigkeitslebens, wie sich diese in den kanonischen Büchern des Alten Testamentes (nach protestantischer Zählung) widerspiegelt, begegnet man einer Mahnung an die Frommen, füreinander zu beten. Es gibt kein alttestamentliches Seitenstück zu der Mahnung: ‚Betet füreinander!', die man in verschiedenen Variationen an so zahlreichen Stellen der urchristlichen und frühchristlichen Literatur findet. Die Fürbitte ist in der israelitischen Religion nicht Sache des gewöhnlichen Frommen, sondern eine Angelegenheit des Gottesmannes und Propheten» (S. 3).

Eine Stelle in der Genesis ist sehr typisch und bezeichnend. Jahwe fordert Abimelech auf, dem Abraham sein Eheweib Sara wieder zurückzugeben, das er geraubt und wofür er den Tod verdient hatte. Jahwe fügt hinzu: «Denn er ist ein Prophet, und er wird dann für dich bitten, so daß du am Leben bleibst.» Daß Abraham ein «Prophet» war, bedeutete, daß der Geist Jahwes auf ihm ruhte und daß er unter seinem besonderen Schutze stand. Es bedeutete aber auch, daß er eine besondere Macht hatte, vor Jahwe bittend einzutreten. Seine Fürbitte besaß die ungewöhnliche Macht des Gottesmannes. Tatsächlich vernehmen wir: «Nun betete Abraham zu Gott, und Gott heilte Abimelech, sein Weib und seine Mägde» (Kap. 20).

Das älteste Beispiel einer solchen Fürsprache vor Gott im AT ist die Fürbitte *Abrahams* für Sodom und Gomorrha (Gen 18). Als der Fürsprecher im älteren Israel galt aber vor allem *Moses*. Nur die Fürbitte des Moses kann die Plagen Ägyptens abwenden. Dessen ist sich selbst Pharao bewußt. Wiederum allein die Fürbitte des Moses besänftigt den Zorn Jahwes gegen das Volk, das um das goldene Kalb getanzt (Exod 32). Auf Moses Fürbitte hin wird Mirjam geheilt, werden die Schlangen vom Volke genommen (Num 12 u. 21) und wird das Volk vor dem Vernichtungsgericht Jahwes verschont (Deut 9). In Exodus 33,11 wird auch einmal eine Begründung gegeben: «Mit Moses redete der Herr von Angesicht zu Angesicht, wie jemand mit seinem Freunde redet». Moses folgen aber andere Fürsprecher in Israels Geschichte: Samuel,[9] Elias,[10] Elisa,[11] Amos,[12] Jesaias,[13] Jeremias,[14] Ezechiel,[15] der Gottesmann in 1 Könige 13,6 usw. Daß die Fürbitte eine der wichtigsten Funktionen der Propheten war, erhellt aus Jeremias 27,18: «Wenn sie wirklich Propheten sind und ihnen das Wort des Herrn verliehen ist, so mögen sie in den Herrn der Heerscharen dringen, daß nicht auch die Geräte, die noch im Hause des Herrn und im Hause des Königs von Juda und in Jerusalem geblieben sind, nach Babel kommen».

In der nachexilischen Zeit übertrug Israel die Fürsprechertätigkeit auch auf Engel, denen kraft ihrer Gottesnähe eine wirksame Fürbitte zugetraut wird. Die ersten Fürsprecher-Engel tauchen im Buch Hiob auf. Eliu schildert, wie Gott einen Menschen, der gesündigt hat, züchtigt. Seine Züchtigung kann so schwer sein, daß er dem Tod nahekommt. Wer den Menschen in einer solchen Lage retten kann, ist ein Engel Gottes:

«Ist dann ein Engel für ihn da, ein Fürsprech, einer aus den Tausend ... und erbarmt sich sein und spricht: ‚Laß ihn los, daß er nicht hinab zur Grube fahre; ich habe ein Lösegeld gefunden, dann schwillt sein Fleisch vor jugendlicher Kraft, und er wird wieder wie in den Tagen seiner Jugend» (33,23 f). Gegen die Freunde, die schlechte Tröster und machtlose Helfer sind, hofft Hiob auf einen Zeugen im Himmel:

«Schon jetzt, siehe, lebt im Himmel mir ein Zeuge, mir ein Mitwisser in der Höhe» (16,19).

Wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, kann dieser Zeuge kein anderer sein als der Engel, der für ihn vor Gott einsteht.

In Zacharias tritt Jahwes Engel als Fürbitter für Jerusalem und Juda auf, genau wie es die Gottesmänner und Propheten taten (Kap. 1 und 3).

Das Spätjudentum[16]

Eine spezielle Bearbeitung der Fürbitte und Fürsprache im Spätjudentum gab es nicht, bis Nils Johansson einen ersten ausführlichen Überblick versuchte und R. Zorn und J. Jeremias diesen Beitrag noch weiter ausbauten. Das Ergebnis ist: Das Spätjudentum suchte noch weit mehr als das biblische Israel das Gebet besonderer Gerechter. Es ist eine für das Spätjudentum fundamentale Anschauung, daß die Gebetsmacht der Gerechten die Welt trägt (Zorn). Weit mehr als der Mittelmäßige oder der Frevler vermag er vollmächtig um Segen zu bitten. Darum werden die großen Fürbitter-Gestalten der Vergangenheit als die «Gerechten» dargestellt. Neben den Erzvätern werden Moses, der sogar als der Vater aller Fürsprecher Israels bezeichnet wird, Josua, Esther, Jonas, David, Ezechias, Daniel, Esra und Baruch oft genannt. Die Propheten werden insgesamt als Gerechte angesehen. «Die Gerechten und Propheten» wird zu einer stehenden Formel, die noch ins Neue Testament hineinwirkt (Mt 13,17; 23,29). Was für die Vergangenheit galt, hatte natürlich auch für die Gegenwart Gültigkeit. Man sagte: «Der Ewige ist fern von den Frevlern, das Gebet der Gerechten aber erhört er».[17] Denn überall, wohin die Gerechten gehen, geht die Schekina (Gott) mit ihnen.[18] Neben dem gerechten Chanina ben Dosa gab es zum Beispiel den berühmten Choni, den Kreiszieher, der selbst da noch Regen herbeizubitten vermochte, wo das Fasten und das Gebet der Theologen versagte.[19] Auf ihn wandten die Rabbinen das Wort aus Hiob an: «Was du beschließest, das wird dir gelingen, und Licht strahlt über deinen Wegen» (22, 28).

Im Spätjudentum taucht aber auch ein neues Phänomen auf. Es beginnt die Sitte, verstorbene Gerechte um ihre Fürbitte anzugehen. Während bis in die Zeit eines Daniel die einheitliche Vorstellung herrschte, daß Jahwe über die Scheol nichts zu sagen habe, begann man sich mit dem Aufkommen der individuellen Vergeltungslehre zu fragen: Kann ein Mensch, der in seinem Leben Gott treu gedient hat, mit dem Tod so jäh aus der Hand Gottes gerissen werden? Das palästinensische Judentum vertrat vornehmlich die Auffassung, daß der Leib bis zur Auferstehung im Grabe ruhe, der Seele aber besondere Behausungen zugewiesen seien. Das hellenistische Judentum dachte die Wohnungen der Abgeschiedenen bereits im «Paradies», in der Nähe Gottes. Beiden Auffassungen war aber die Überzeugung gemeinsam, daß das Abscheiden eines Gerechten keinen endgültigen Abbruch seiner Beziehungen zur Erde und zu seinem Volk bedeutet, und daß der Gerechte nach wie vor in die Gegenwart hineinwirken kann. Man kann sie sogar zu tätiger Hilfe in Not anrufen oder sie um ihre Fürbitte angehen, wie ja auch die Juden das Wort Jesu am Kreuz: «Eli, Eli ...» in diesem Sinn gedeutet haben (Mt 27,46f).

Daß Moses im Paradies für das ganze Volk um Erbarmen fleht, zeigt das Henochbuch. Das Ende der babylonischen Gefangenschaft verdankt Israel dem vereinigten Gebet Abrahams, Isaaks, Jakobs und Moses'. Gerade die Erzväter werden öfter genannt, die zum Teil in Gemeinschaft mit allen übrigen himmlischen Gerechten für Israel bitten. Verstorbene Gerechte stehen den Soldaten Judas im Kampfe bei. Die hoheitsvolle Gestalt, die dem Heerführer Judas erscheint, wird ihm mit den Worten vorgestellt: «Das ist der Freund der Brüder, der so eifrig für das Volk und die heilige Stadt betet, Jeremias, der Prophet Gottes» (2 Makk 15, 14). Die Befreiung der Israeliten vor der Gefahr der Vernichtung durch den Perserkönig Ahasveros kann sich der Midrasch nur so vorstellen, daß Moses mit Mardochai durch ihre Fürbitten den Feind an der Durchführung des Planes hindern.[20]

Deshalb ehrt und pflegt man die Gräber der Heiligen. Joachim Jeremias, der in einer Forschungsarbeit zunächst nur den Hintergrund des einen Jesuswortes: «Ihr errichtet Bauten über den Gräbern der Propheten und zieret die Grabmäler der Gerechten» (Mt 23,29), aufhellen wollte, hat ein ganz überraschendes Anschauungsmaterial über 49 Heiligengräber, von denen die meisten bis in Jesu Tage zurückreichen, zusammengestellt. Das Neue Testament enthält ja selbst Hinweise auf das Josephsgrab in Sichem,[21] die königliche Nekropole in Jerusalem,[22] das Grab des Jesaias und Zacharias in Jerusalem,[23] das Grab der Erzväter Abraham, Isaak und Jakob in Hebron,[24] das Grab der Rachel in Bethlehem.[25]

Hinter der Grabverehrung stand zunächst die Überzeugung, daß der Heilige im Grabe irgendwie anwesend ist.

So heißt es bei Matthäus im Anschluß an die Geschichte vom Kindermord in Bethlehem, daß sich damals das Prophetenwort des Jeremias erfüllt habe: «Rachel weint um ihre Kinder» (2, 17f.). Es ist das Rachelgrab von Bethlehem, das den Evangelisten zu diesem Schriftbeweis veranlaßt hat. Er denkt es sich ganz konkret so, daß die Stammutter Rachel vom Grabe aus mit mütterlichem Herzen das grausame Geschick ihrer Kinder miterlebt und mit untröstlichem Weinen begleitet. Joachim Jeremias schreibt: Vielleicht nirgends so deutlich wie beim Studium der heiligen Gräber kann man sehen, wie stark die Zeitgenossen Jesu in der Offenbarungsgeschichte ihres Volkes lebten. «Die Stammväter und Stammütter, Jesaja, Micha und Sacharja, sie alle waren für sie nicht tote Gestalten der Vergangenheit, sondern sie lebten in ihren Gräbern, nahmen teil am Ergehen des Volkes. Jederzeit konnte man sich, wenn man in Bedrängnis war, an sie wenden. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs war für diese Menschen – um mit einem Wort Jesu zu reden (Mk 12,26) – wirklich ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Man hatte den Beweis dafür in Händen: die Anwesenheit der Heiligen in ihren Gräbern manifestierte sich auf vielfache Weise» (S. 130f.). Man war überzeugt, daß die Gottesmänner vom Grab aus noch weissagten. So heißt es von Samuel bei Jesus Sirach: «Ja selbst nach seinem Tod noch ließ er sich befragen und tat dem König sein Schicksal kund; weissagend erhob er aus der Erde seine Stimme, um des Volkes Sünde zu tilgen» (46, 20; vgl. 1 Sam 28, 11–19). Oder der Heilige tat seine Anwesenheit durch Wunder kund. Schon das Alte Testament hatte von Elisa berichtet, daß ein Toter bei der Berührung mit dessen Gebeinen wieder zum Leben erweckt wurde (2 Kön 13, 21).

Wichtiger als alles war aber die Bedeutung dieser Heiligen als Fürsprecher. Überragend war das Hebrongrab mit den Stammvätern Abraham, Isaak und Jakob. Während das äthiopische Henochbuch noch allgemein von der himmlischen Fürsprache der Gerechten und Heiligen sprach, redet Philo ganz konkret von der eschatologischen Sammlung des verstreuten Gottesvolkes und sagt, daß in dieser letzten Stunde drei Fürsprecher Israel beistehen werden: 1. Gottes verzeihende Güte, 2. Die Heiligkeit der Stammväter, 3. Israels Besserung. «Das Bittflehen der Stammväter für ihre Söhne und Töchter, das sie darzubringen pflegen, verhallt nicht, sondern der Vater gewährt ihnen als Ehrengeschenk die Erhörung ihrer Gebete.»[26] Die endzeitliche Erlösung wird also entscheidend mitbewirkt durch die unermüdliche treue Fürsprache der Patriarchen, zu der sie ihre Heiligkeit befähigt. Henoch, so sagt das 3. Henochbuch, durfte Zeuge dieser Fürsprache der Väter sein: «Und ich sah die Geister der Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob und den Rest der Gerechten, die ... zum Himmel aufgestiegen waren. Sie beteten vor dem Heiligen (um die Erlösung des Volkes).[27] Rabbi Hama ben Hanina pflegte zu sagen: «Die Frommen sind im Tode Gott noch mehr wert als während ihres Lebens.»[28]

Neben den Stammvätern und Propheten waren es aber vor allem die Martyrer und Fürsprecherengel, an deren machtvolles Gebet man glaubte.

Schon im 1. Jahrhundert vor Christus war der jüdische Gläubige gewiß, daß der Martyrer nach seinem Tod allsogleich in die Seligkeit Gottes eingehen darf. Sein Tod wurde nicht so sehr als Gericht über seine Sünden, sondern als Zeugnis für den Glauben aufgefaßt. Der Martyrer tritt damit neben den Propheten. Er nimmt Anteil am Geschick des Propheten. Das Prophetenbild gestaltet nun das Martyrerbild, wie umgekehrt vom Martyrerbild neue Vorstellungen auf das Prophetenbild fallen. Der Martyrer ist der vollendete Zeuge. Sein Leiden wird als Sühneleiden für die Sünden des Volkes gesehen. Deswegen wird ihrer Fürsprache besondere Wirkungskraft zugeschrieben. Deswegen verehrte man auch die Gräber der Propheten Zacharias, Michäas und Amos so hoch, weil sie Martyrer waren. Obwohl das Alte Testament nichts berichtet, galten auch die drei großen Propheten als Martyrer. Der Hebräerbrief (11, 37) spielt darauf an: Jesaias soll zersägt, Jeremias gesteinigt, Ezechiel von seinen Volksgenossen ermordet worden sein.[29] Besonders seit der Makkabäerzeit gewinnt der Martyrer eine Fürsprecherfunktion. Wie das Blut Abels gen Himmel gerufen hatte, so steigen jetzt die Fürbitten der Martyrer gen Himmel. Der jüngste der sieben Brüder, die nach 2 Makk mit ihrer Mutter den Martyrertod erleiden, betet für sein Volk und dessen Zukunft: «Ich gebe wie meine Brüder Leib und Leben als Opfer für die Gesetze der Väter dahin, indem ich Gott bitte, er möge sich bald seines Volkes erbarmen» (7, 37f.). Hinter dieser Vorstellung des fürbittenden Martyrers steht natürlich Jesaias 53, wo vom Knecht Gottes, der für die Übertreter betet, die Rede ist. Das Leiden des Martyrers wird gewissermaßen ein Lösegeld für andere. Eleazar spricht davon ausdrücklich in seiner Fürbitte nach 4 Makkabäer: «Sei deinem Volke gnädig, laß dir genügen mit der Strafe, die wir für sie ausstehen. Mache mein Blut zu einer Reinigung für sie, nimm mein Leben als ein Lösegeld für sie» (6, 28f.; 17, 20off.).

Die Vorstellungen von Engeln als Fürsprecher der Menschen vor Gott knüpfen in weitem Ausmaß an die Gestalt Michaels an. Im Buche Daniel erscheint er als «der große sar (Fürst), der für Daniels Volk einsteht» (12, 1). Deswegen geht Michael in die rabbinische Literatur ein als der Schutzengel und der Verteidiger des Volkes Israel, als der Fürst Israels schlechthin. Raphael, der Engel über die Krankheiten – bei den späteren Juden ist er der Patron der Mediziner – nimmt das Gebet der kranken Sara und des Tobias entgegen, bringt es vor den Herrn und heilt beide (Tobias 3, 16; 6, 17ff. usw.). Gabriel, der neben Michael zu den Engelfürsten gehört und wie dieser in erster Linie das Wohl und Wehe Israels wahrzunehmen hat, ist der barmherzige Engel, der Rettung in der Not bringt. Diese beiden Thronengel, Michael und Gabriel, die einerseits vor Gott stehen und an seiner Macht und Barmherzigkeit teilhaben, anderseits um das Geschick Israels, ja selbst von einzelnen Menschen, besorgt sind, erscheinen im besonderen Maße als Fürsprecher. Indem das Spätjudentum aber allgemein von den Engeln als den «Dienstengeln» spricht, überträgt es die Fürsprache immer mehr auch auf «die Engel» allgemein. Sie tragen die Gebete der Gerechten vor den Höchsten,[30] das heißt sie unterstützen die Gerechten durch ihre Fürbitte und suchen, im Falle der Versündigung der Menschen, durch ihre Fürsprache die Strafe Gottes abzuhalten oder zu mildern. Dabei spielt das Bild der Waage eine große Rolle. Die Fürsprecherengel suchen die Waagschale des Verdienstes, die Ankläger die Schale der Schuld herunterzudrücken.

Fürsprecher im Urchristentum

Das Neue Testament bedeutet in der Frage der Fürsprache zweifellos etwas Neues. Das Neue besteht vor allem darin, daß eine Person ins Zentrum aller Fürsprache gerückt wird: Jesus Christus. Er übt dieses Amt so vollkommen aus, daß nicht ein einziger Versuch sichtbar wird, neben ihm eine zweite Fürsprecher-Figur aufkommen zu lassen. Wenn das «Testament Dan» in auffallender Redewendung Michael als «Mittler zwischen Gott und den Menschen» bezeichnete, so heißt die lapidare Botschaft jetzt: «Es ist ein Gott und auch ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst als Lösegeld für alle gegeben hat» (1 Tim 2, 5). Der Sühnetod des Menschensohnes und Knechtes Gottes hat – im Gegensatz zum Leiden und Sterben aller andern Gerechten und Martyrer – universale Bedeutung in Raum und Zeit

(1 Jo 2, 2). Er ist für alle der Urheber des ewigen Heils geworden (Hebr 5, 9). «Wer den Sohn hat, der hat das Leben, wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht» (1 Jo 5, 12). «Er hat eine ewige Erlösung erlangt» (Hebr 9, 13). Nach ihm muß keiner mehr kommen, «weil er in Ewigkeit bleibt ... und allzeit lebt, um für uns einzutreten» (Hebr 7,25; 9, 24f.; Rö 8, 34). Jesus ist der Fürsprecher beim Vater, wenn einer sündigt (1 Jo 2, 1f.).

Trotz dieser Einzigartigkeit und Einzigkeit der Fürsprache Christi verstummt jedoch das Fürbittgebet füreinander nicht. Im Gegenteil, die Fürbitte füreinander ist die Seele des christlichen Gottesdienstes und der Pulsschlag der christlichen Gemeinde. In den apostolischen Briefen wird immer wieder zum Fürbittgebet aufgefordert.[31] Johannes weiß wohl: «Wenn einer sündigt, haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten». Dennoch mahnt er im gleichen Brief: «Wenn jemand seinen Bruder eine Sünde begehen sieht, die nicht zum Tode ist, soll er für ihn bitten, und Gott wird ihm das Leben geben» (1 Jo 2, 2; 5, 16). Das alles überragende Mittlertum und Fürsprecheramt Christi macht dieses Fürbittgebet für den andern offenbar nicht sinnlos und überflüssig. Im Gegenteil, dem Gebet der «aus Gott Gezeugten», wie Johannes gern sagt, scheint erst recht Macht gegeben zu sein. Das Fürsprecheramt Christi und das Fürbittgebet der Gläubigen schließen sich nicht aus, sondern rufen einander. So stellt sich auch im Neuen Testament allen Ernstes die Frage – und das ist der springende Punkt in der Kontroversfrage der Heiligenverehrung –: Gibt es zwischen der Einzigkeit des Mittlertums Christi und dem einfachen Fürbittgebet aller Gläubigen noch jene Stufe des qualifizierten, des besonders machtvollen Fürbittgebetes, das nur besonders erwählten und begnadeten Menschen, das heißt den Gottesfreunden oder Heiligen zukommt?

Die aufschlußreichste Antwort gibt uns wohl Johannes, also gerade jener neutestamentliche Schriftsteller, der wie kein anderer das Fürsprecheramt Jesu betont. Bekanntlich nennt nur Johannes den erhöhten Christus am Throne Gottes ausdrücklich einen Parakleten, das heißt «Fürsprecher». Die Wirksamkeit der Fürsprache Jesu sieht Johannes nun darin, daß Jesus «der Gerechte» ist (1 Jo 2, 1).[32] Ein Gedanke, der nicht nur uns, sondern erst recht jüdische Hörer unwillkürlich an das Alte Testament erinnern mußte, wo «Fürsprecher» und «Gerechter» eng miteinander verbunden wurden. Gerechtigkeit ist der Maßstab für die Wirkmacht der Fürbitte. Für Johannes ist natürlich Jesus in einem einzigartigen, nur ihm zukommenden Sinn «der Gerechte», denn «Sünde ist nicht in ihm» (1 Jo 3,5). «Er ist das Sühnopfer ... für die Sünden der ganzen Welt» (1 Jo 2,2). Deswegen ist er auch der Fürsprecher. Aber wenn dieses Gesetz allgemein im Reiche Gottes gilt, dann entspricht auch in den Gläubigen dem Maß der in Gnade empfangenen Gerechtigkeit das Maß ihrer Gebetsmacht am Throne Gottes. Das ist legitime «Konklusionstheologie». Wir sind jedoch nicht darauf angewiesen. Johannes sagt es nämlich noch in ausdrücklichen Worten. Gott entzieht sich der Fürbitte derer nicht, die «Gerechtigkeit tun», die also dem Willen Gottes voll entsprechen (vgl. 1 Jo 3,7). «Was wir erbitten, empfangen wir von ihm, weil wir seine Gebote halten und das tun, was vor ihm wohlgefällig ist» (1 Jo 3,22). Dagegen hört Gott auf Sünder nicht (Jo 9,31), was auch der Schreiber des 2. Timotheusbriefes im Anschluß an Moses und Isaias sagt: «Fern halte sich von Ungerechtigkeit jeder, der den Namen des Herrn anruft» (2,19).[33] Bei Johannes ist die Gottesgemeinschaft die beherrschende Thematik. Der Gläubige verdankt die gnadenhafte Beteiligung an Gottes Gütern seiner Gemeinschaft mit Christus, dessen Einssein mit dem Vater volle Besitzgemeinschaft umschließt (Jo 17,10). «Die Christen partizipieren an dieser Macht in demselben Maß und Abstand, als ihre Gottesgemeinschaft der Vater-Sohn-Verbundenheit ähnlich und zugleich unähnlich ist» (R. Schnackenburg, Die Johannesbriefe, 1963, S. 275).

Es wird deshalb nicht überraschen, daß ein sehr alttestamentlich tönender Satz im Neuen Testament als Maxime aufgestellt wird: «Viel vermag die Bitte eines Gerechten in ihrer Wirkung» (Jak 5,16). Dieser Satz wird sogar noch illustriert durch die alttestamentliche Gestalt des Elias, der in Israel und im Spätjudentum bekanntlich unter den großen Fürsprechern figuriert. Wenn neutestamentliche Gerechtigkeit noch höher stehen soll als die alttestamentliche, dann wird der Gerechte, der in Christus lebt, erst recht an Christi Segenskraft teilbekommen und den andern zum Segen werden können, gemäß der Grundanschauung von dem mystischen Leib, wonach alles Tun und Leiden, Bitten und Opfern eines jeden der Gemeinschaft zugute kommt.[34]

Das Prinzip der qualifizierten Fürbitte wird also im Neuen Testament nicht aufgehoben, sondern zur Vollendung gebracht. «Wer siegt, den will ich mit mir auf meinem Thron sitzen lassen, so wie ich gesiegt habe und bei meinem Vater auf seinem Throne sitze» (Apk 3,21). Das ist gewiß keine bloße Dekoration wie eine Ordensverleihung. Wen Gott krönt, dem gibt er auch Macht. «Sie herrschen mit Christus», sagt der Apokalyptiker Johannes (20,5). In dieser letzten und jüngsten Schrift des Neuen Testamentes werden auch konkrete Beispiele genannt. Wir hören von den «Dienstengeln» und «Thronengeln», die das Weihrauchopfer für die Gebete der Heiligen (auf Erden) vor dem Throne Gottes darbringen (Apk 8,3ff.). Wir hören auch besonders von Martyrern, die sich um das Geschick auf Erden kümmern (6,9f.), wir hören von den 24 Ältesten «mit goldenen Schalen voll Räucherwerk, das die Gebete der Heiligen bedeutet» (5,8), wir begegnen den zwei Zeugen, die in vielem an Moses und Elias, den beiden mächtigen Fürbittern des Alten Testamentes, erinnern (11,3ff.).

Auf die Entfaltung der Fürsprache und Anrufung der Heiligen in den christlichen Jahrhunderten kann hier nicht mehr eingegangen werden. Es sei nur noch vermerkt, daß es interessanterweise – aber sozusagen nur in natürlicher Fortsetzung der früheren Linie – zuerst die Märtyrer sind, die von der Mitte des 2. Jahrhunderts an kultisch verehrt und bald hernach um ihre Fürbitte angerufen werden. Die Martyrer sind durch ihr Blutzeugnis für Christus in einem so einzigartigen Sinn Zeugen für dessen sühnenden und sieghaften Tod und sind so vollkommene Nachahmer dessen, der sein Leben dahingab, wie es der «Bekenner» durch sein bloßes Wortzeugnis nicht sein kann. Die Martyrer standen so im Vordergrund als Zeugen Christi, daß auch die Apostel, von deren späterem Lebensschicksal wir keine Zeugnisse haben, bald zu Martyrern «gemacht» wurden. Den Übergang zu den heiligen «Bekennern» ohne Martyrium bildeten denn auch jene, die wenigstens in den Verfolgungen für Christus gelitten hatten. Der erste bekannte Heilige, der kein Martyrer war, ist Gregor der Wundertäter, der um 270 starb.

Unsere allzu knappen Hinweise dürften die Kontroversfrage über Fürsprache und Anrufung der Heiligen so weit beleuchtet haben, daß zusammenfassend folgende Feststellungen gemacht werden können:

1. Innerhalb des christologischen Rahmens, unter Wahrung des einen und einzigartigen Mittlertums Jesu Christi, hat auch im Christentum die Fürsprache und Anrufung der Gerechten ihren legitimen Platz. Es wäre ein falscher Christusmonismus, wenn gerade im Aion der Erlösung der edelste Dienst der Gerechten an den Brüdern nicht mehr geschehen könnte. Wenn schon das Alte Testament machtvolle Fürsprecher für das Volk hervorbringen konnte, wie muß erst der neue Bund, der noch viel herrlicher ist, «Gerechte» zeitigen, deren Gebet «viel vermag» (Jak 5,4), selbst noch in der Ewigkeit.

2. Der Protest der Reformation bleibt aber eine nicht zu überhörende Mahnung und ein Korrektiv gegenüber einer Heiligenverehrung, die nicht mehr die christologische Perspektive wahrt. Martin Luther hat die mittelalterliche Frömmigkeit immer wieder angeklagt, daß sie «mehr Zuversicht auf die Heiligen, denn auf Christus selber gesetzt» (Sendbrief vom

Dolmetschen 1530).[35] Sie habe Christus ins Rauchloch gestellt, ihn nur noch als Richter gesehen, gegen den man Fürsprecher brauche, um seinen Zorn abzuwenden. Eine an der Offenbarung ausgerichtete Heiligenverehrung muß sich grundlegend bewußt bleiben, daß Christus «der Fürsprecher beim Vater» ist, mit dem niemand zu vergleichen. In ihm haben wir Zugang zum Thron der Gnade (Hebr 4,14, 10,19ff). «Aus seiner Fülle empfangen wir alle, Gnade um Gnade» (Jo 1,16; Rö 8,31ff.). Er ist der Anführer aller Heiligen, das Haupt des Leibes der Kirche. Alle Fürsprache der Heiligen ist untergeordnet und abhängig von dieser höchsten Fürsprache Christi. Wie jede Gnade in letzter Instanz Gnade Christi ist, so kann die Fürsprache nur in Einheit und Gemeinschaft mit Christus geschehen. So ist sie dann auch nicht eine Einschränkung der Gnade Christi, sondern gerade eine Frucht und eine Verherrlichung dieser Gnade. Die Liturgie der Kirche, die stets aus der reinen Quelle des frühchristlichen Betens schöpft, hat diese Wahrheit nicht vergessen. Sie bringt sie bis auf den heutigen Tag dadurch zum Ausdruck, daß kein einziges Gebet, keine einzige Heiligenanrufung zu Gott emporgesandt wird, ohne «durch unseren Herrn Jesus Christus». Wo eine Frömmigkeit dies verdunkelt, wo Privatoffenbarungen Heilige gegen den richterlichen Zorn Christi mobilisieren zu müssen glauben, da kann mit unseren evangelischen Brüdern gegen ein solches neues Obskurantentum nur protestiert werden.

3. Protestanten staunen, mit welcher Maßhaltung das Trienter Konzil die Heiligenverehrung gegenüber den Angriffen der Reformation verteidigt hat. Das Dekret ist so maßvoll, daß evangelische Autoren schon geäußert haben, das Konzil habe in dieser Sache «diplomatisch» gesprochen. Aber das Konzil von Trient hat gewiß keine «diplomatische» Sprache geführt. Es hat auch in Sache Heiligenverehrung nur die alte Lehre der Kirche wiederholt, wenn es dekretiert: «Die Heiligen herrschen zusammen mit Christus. Sie bringen ihre Gebete für die Menschen Gott dar. Es ist gut und nützlich (es heißt also nicht einmal: es ist notwendig), die Heiligen anzurufen und zu ihren Fürbitten, zu ihrer Macht und Hilfe Zuflucht zu nehmen, um von Gott durch seinen Sohn Jesus Christus, unseren Herrn, der allein unser Erlöser und Heiland ist, Wohltaten zu erbitten» (Denz 984). Wenn diese dogmatische Aussage noch mehr das katholische Denken und Beten – besonders auch in der Volksfrömmigkeit – bestimmen und prägen wird, dann dürfte ein Hindernis weniger sein, daß katholische und evangelische Christen miteinander sich der Gemeinschaft der Heiligen erfreuen.[36]

A. Ebneter

Anmerkungen:

[1] Orientierung, 1961, S. 216–220; [2] III, 174; [3] II, 64; [4] RGG III, 175; [5] Parakletoi, Vorstellungen von Fürsprechern für die Menschen vor Gott in der alttestamentlichen Religion, im Spätjudentum und Urchristentum, 1940; [6] Die Fürbitte im AT, 1951; [7] Die Fürbitte im Spätjudentum und im Neuen Testament (ungedruckt), 1957; [8] R. Zorn hat in seiner Arbeit noch klarer als Johansson geschieden zwischen zwei Reihen von Fürbitten. Die erste entspringt den Segensvorstellungen, die im allgemeinen für den andern etwas Gutes erflehten; die zweite Fürbitte wurzelt in der Fürsprecher-Vorstellung, die auf die Abwendung des göttlichen Zornes von dem sündigen Menschen zielt. Ob diese Abgrenzung zwischen Segens-Fürbitten und Fürsprecher-Fürbitten (Intercessio) in allem begründet ist, ist eine Frage für sich. Ob es im Grunde doch nicht sachgerechter ist, zu unterscheiden zwischen der allgemeinen Fürbitte, die allen oder wenigstens gewissen Amtsinhabern (wie Priestern) möglich ist, und der besonderen Fürbitte, die durch Gottes unkontrollierbare Gnade besonders Erwählten und Begnadeten zukommt, wie zum Beispiel die Fürbitte Judiths (8.31)? Jedenfalls in der katholischen Heiligenanrufung und Fürsprache ist nur wesentlich, daß der Heilige wegen seiner besonderen Nähe zu Gott in einem bestimmten Anliegen um Fürsprache angegangen wird aus der Glaubensüberzeugung, daß sein vermittelndes Wort bei Gott «viel vermag». Daher brauchen wir in unserem Zusammenhang jedenfalls nicht so stark zwischen Fürbitte und Fürsprache zu scheiden, wie Zorn es in seiner These tut. [9] 1 Sam 7, 5; 12, 17ff; 15, 10f.; [10] 1 Kön 17, 18ff.; 18, 42ff.; [11] 2 Kön 4, 33ff.; 6,17; [12] Amos 7, 2.5; [13] Jes 37, 4; 2 Kön 19, 2ff.; [14] Jer 7, 16f.; 11, 14; 14, 11; 18, 20 usw.; [15] Ez 9, 8; 11, 13; [16] Obwohl Makk 1 und 2 und Tobias nach katholischer Auffassung als kanonisch betrachtet werden, werden sie hier unter das Spätjudentum eingereiht. [17] Lev. r. zu 1, 1 § 1, 13; [18] Gen. r. zu 39, 5 § 86, 6; [19] Taan. III, 9; [20] Esth r. zu 3, 9 § 7, 18; [21] Jo 4, 5; Apg 7, 15; [22] Apg 2, 29; [23] Hebr 11, 37; Mt 23, 29f. 35. 37; Lk 11, 47. 51; 13, 34; [24] Apg 7, 16; [25] Mt 2, 18; [26] De exsecrationibus 165f.; [27] 3. Henoch (ed. Odeberg) 44, 7; [28] Zit. bei J. Jeremias a.a.O., 136; [29] Vitae proph. 68, 19ff.; 71, 3ff.; 76, 9ff; [30] Tobias 12, 15; Henoch 10, 11ff.; [31] Rö 15, 30f.; Kol 4, 3; Eph 1, 15; 6, 18; [32] Zur Bezeichnung Jesu als «Gerechter» im NT vgl. Lk 23, 47; Apg 3, 14; 7, 52; 22, 14; 1 Petr 3, 18; 1 Jo 2, 29; 3, 7; Jo 16, 10; [33] Num 16, 5. 26; Is 26, 13; 28, 16. 17; [34] 2 Kor 1, 6f.; Kol 1, 24; 2 Tim 2, 10; [35] WA 30, 2, 644; [36] Vgl. das wertvolle Bändchen von Liselotte Höfer, Ökumenische Besinnung über die Heiligen. Vorwort von Otto Karrer, 1962. Ferner: P. Molinari SJ, I Santi e il loro culto, 1962.

Ein besonderes Weihnachtsgeschenk: Jahresabonnement der «Orientierung»

Viele unserer Leser lernten die «Orientierung» an einem Weihnachtsabend kennen. Ein Freund hat ihnen ein Jahresabonnement als Weihnachtsgeschenk zukommen lassen. Sie fanden, das sei etwas Besonderes. Sie führen oft die Tradition weiter und legen im nächsten Jahr anderen Freunden die «Orientierung» auf den Weihnachtstisch.

Auch Sie könnten anderen eine grosse Freude bereiten mit der «Orientierung». Ihrem Sohn oder Ihrer Tochter an der Hochschule ... Dem Lehrer, dem Priester oder der Ordensschwester, die Ihre Kinder betreuen ... Einem Priesterfreund ... Einem suchenden Menschen ... Einem Missionar, dem Sie geistig beistehen wollen ... Einem nichtkatholischen Freund, der gern über den katholischen Standpunkt in aktuellen Fragen orientiert werden möchte. Ist das nicht eine gute Idee?

Unsere Administration wird Ihnen Ihr Weihnachtsgeschenk (mit Ihrem Weihnachtsgruss) gerne besorgen, so dass es Ihren Freund sicher am Weihnachtsabend erreicht. Wir bitten Sie aber, uns Ihre eventuelle Bestellung möglichst bald, spätestens aber bis 15. Dezember, zukommen zu lassen. Sie werden in den nächsten Tagen von uns eine Bestellkarte mit den nötigen Hinweisen erhalten.

DIE PERSON UND DIE INSTITUTIONEN*

4. Was sind «Institutionen»?

Indem wir die Begriffe Faßbarkeit, Verfaßtheit und Verfassung genannt haben, sind wir schon bei dem Begriff «Institution» und damit beim letzten Teil unserer Ausführungen angelangt. Die je zu leistende Verfaßtheit menschlichen Gemeinschaftslebens ist der weiteste, grundlegendste Begriff von Institution überhaupt. Institution in diesem Sinne ist die gesamte Verfaßtheit eines gemeinsamen Lebens, das in der Werkgebung sich selbst nach seiner Wesens- und Daseinsseite hin vermittelt.

Neben diesen Primärinstitutionen (ursprünglichen Verfaßtheiten, in denen eine Gemeinschaft steht) gibt es Sekundärinstitutionen. Wenn die Verfaßtheit nicht mehr selbstverständlich ist oder wenn sie von außen oder innen her bedroht ist, dann werden gewisse Organe notwendig, welche die Gemeinschaft in freiem Entschluß setzt und deren Tätigkeit daraufhin festgelegt ist, die bedrohte Verfaßtheit wiederherzustellen, neu zu gewinnen, in Gang zu halten oder wieder in Gang zu bringen.

Diese positive Gesetztheit zeigt, wie die unmittelbare, primäre Verfaßtheit des Lebens bei den Sekundärinstitutionen schon vorausgesetzt ist als eine ursprüngliche Form des gemeinsamen Lebens, das in der Gemeinsamkeit je seine eigentliche Wirklichkeit sich vermittelt. Daher sprechen wir besser überhaupt nicht von Sekundärinstitutionen, sondern von einer sekundären Stufe der Institutionalität. Ein weiterer Gesichtspunkt: die Sekundärstufe der Institutionalität zeichnet sich durch Organe aus, die zu dem Zweck geschaffen werden, die Verfaßtheit des gemeinsamen Lebens zu schützen oder in Gang zu halten. Die Primärstufe der Institutionalität hat zwar auch Organe, aber primär Ämter. Im Amt drückt sich die Gegliedertheit, der Aufbau, die Form eines Lebens aus; in ihm findet die Gesellschaft ihre Darstellung, ihre Repräsentation. Nicht so bei den gesellschaftlichen Organen; sie halten die Gesellschaft lediglich in der Funktion.

Von hier aus ergibt sich die Unterscheidung der repräsentativen und funktionalen Seite der Institutionalität. Wenn eine Gemeinschaft nicht mehr die Möglichkeit hat, sich im Amt eine Form zu geben, dann wird sie zur rein funktionell sich selbst verwaltenden Gesellschaft. Wir müssen in der Institutionalität genau unterscheiden zwischen ihren funktionalen und ihren repräsentativen, das Leben unmittelbar ausdrückenden Formen. Diese Unterscheidung erlaubt uns, das Wesen der Institutionen näher zu bestimmen.

Rein funktionelle Deutung der Institution. Der meistgenannte Vertreter dieser Richtung ist Professor *Arnold Gehlen.* Die Wesenlosigkeit des Menschen ist für Gehlen identisch mit der biologisch-vitalen Insuffizienz, der Unfestgelegtheit, der Ungeregeltheit, der Unspezialisierung. Der Mensch ist gleichsam ein zu früh selbständig gewordener Fötus. Deshalb empfindet er die Notwendigkeit einer Kompensation: ohne Geist zu haben, erfindet er den Geist. Gleichzeitig erfindet er auch die Norm der Gemeinsamkeit, die Institution. Diese hat die ungeheure Funktion, den einzelnen von der je eigenen Wesensfindung und Formgewinnung zu entlasten. Es wird ihm gleichsam von der Gemeinschaft vorgelegt, in welche Form er, der Formlose, sich hineinbringen kann. Die brachliegende Kraft des Menschen – die freigesetzt ist und brachliegt, weil die Handlungskontinuität zwischen Reiz und Ausführung unterbrochen ist – wird nun ohne individuellen Kraftverschleiß gesellschaftlich geformt und eingesetzt. Gehlen illustriert seinen Gedanken mit folgenden Beispielen:

Die formlose Begehrlichkeit des Menschen erhält ihre brauchbare Form in der Ehe, und zwar womöglich in der Einehe. Diese entlastet ihn von jenem schöpferischen Erlebnis, das eheliche Verhältnis immer neu gestalten und sich immer neu den gemäßen Partner eines jeden Lebensabschnitts suchen zu müssen.

Die Sitte ist eine Bindung, die den Menschen vor unendlich vielen Entscheidungen bewahrt, vor Entscheidungen, die nutzlos seine Kraft verzehren und ihn nicht mehr voll einsetzbar machen würden für die gemeinsamen Ziele, für die Herrschaft über die Natur. So sind für Gehlen Ehe und Sitte gleichsam nur «Verkehrsordnungen». Sie könnten auch ganz anders sein, aber dürfen, wenn der Mensch sich nicht verzehren soll, nie ganz fehlen.

Ebenso ist es mit der Gottbeziehung, dem Kult und der Kirche. Sie ersparen dem Menschen die Suche nach eigenen religiösen Erlebnissen, indem sie diese in einer bestimmten Weise vorformen. Damit wird das Verhältnis des Einzelnen zum Absoluten in Ordnung gebracht, ohne daß dem Menschen die religiöse Unruhe unendlich viel Kraft kosten würde, Kraft, die er so sehr braucht im Kampf des Daseins.

In solcher Weise entstehen bestimmte Universalisierungen, Gleichmäßigkeiten und Nivellierungen. Aus der Zweckmäßigkeit der Entlastung wird das Allgemeine geboren. Und das Allgemeine ist es, was der Philosoph «Wesen» nennt. Das Gefällige wird normiert. Man weiß, ohne sich allzusehr zu bemühen, an was man sich zu halten hat. So geschieht eine Festlegung der Lebensnormen auf allen Gebieten. Es entsteht der «nomos». Im Gehlenschen «nomos» – er ist nichts anderes als die Übereinkunft hinsichtlich dessen, was wahr und schön, brauchbar und sittlich ist – wird die Kraft des Menschen zugunsten eines Durchkommens des Menschengeschlechts gegenüber der Konkurrenz anderer Vitalwesen und der Naturmächte geregelt. Insofern sind alle Institutionen für Arnold Gehlen im Grunde nur funktionelle Organinstitutionen.

Repräsentative Deutung der Institution. Dieser Deutungsversuch wird dem Wesen des Menschen unendlich viel gerechter. Schon Aristoteles hat auf den Unterschied hingewiesen, der zwischen Werk und Werkzeug, das heißt jenen Werken, die wir schaffen, weil wir in ihnen uns selbst, unser Wesen und unsere Wirklichkeit finden, und dem Werk, das wir hervorbringen, um es zu einem weiteren Zweck einzusetzen, besteht. Dem werkzeuglichen (instrumentalen) Werk entspricht die funktionale Verfassung, dem selbstzwecklichen Werk aber die repräsentative Verfaßtheit. Wiederum einige Beispiele:

Die Kirche ist nicht nur ein Instrument; sie ist auch die Verfaßtheit, die Wesentlichkeit und Wirklichkeit jener, die durch Christus erlöst worden sind. Die Kirche hat in ihrer Verfaßtheit eine deutliche Gestalt. Diese drückt sich in den Ämtern aus, welche sehr wohl instrumentale Funktion ausüben können, aber an sich die Gliederung der Wesentlichkeit des «Corpus Christi Mysticum» in die Sichtbarkeit, in die Darstellbarkeit, das heißt in die Wirklichkeit dieser Welt hineinbringen.

Der Staat dient zwar zu vielem; wir müssen aber wieder dazu kommen, ihn als eine Lebensweise öffentlicher Verfaßtheit anzusehen, als eine Lebenserfüllung, als eine Lebenswirklichkeit, in der eine Gemeinschaft ihr Gesicht, ihren Charakter, ihren Ausdruck und damit sich selbst findet.

Die Bildung ist eine Lebensform derer, die durch Wissen frei geworden sind. Und so kann man Bildung nicht beliebig verfassen. Das Bedenkliche dessen, was man heute in Deutschland «Wissenschaftsrat» nennt, ist, daß in ihm das Institutionelle an die Stelle des Repräsentativen, die Verständigkeit an die Stelle der Vernunft, die Schlauheit an die Stelle der Weisheit tritt.

Auch in der Kunst sind diese Unterschiede merkbar. Kunst ist ja nicht das einzelne Kunstwerk (auch nicht die einzelnen Kunstwerke), sondern die Kunstwelt, ihr Zusammenhang, in dem sich Leben ausdrückt. Sicher ist ein Haus in erster Linie dazu bestimmt, daß wir es als «Instrument des Wohnens» gebrauchen. Dennoch dienen ein Haus, ein Palast, ein Universitätsgebäude nicht nur dem Leben, sondern dieses Leben wird in ihnen als in sichtbar hingestellter Verfaßtheit dauernd geformt, verwesentlicht und verwirklicht.

Schließlich ist auch der Stil nicht nur Übereinkunft, sondern eine Notwendigkeit schöpferischer Freiheit. Nur darin – und nicht in ästhetischen Normen – liegt das eigentliche Kriterium des Gemäßen und Ungemäßen. Stilnormierend ist immer die Angemessenheit der Stilverfassung zur Kunstschöpfungskraft.

Der Philosoph muß sich am Ende die Frage stellen, wie die eben entworfene repräsentative Deutung der Institutionen zu

* 1. Teil siehe «Orientierung» Nr. 19, Seite 211 ff.

begründen sei. Wir möchten dabei kurz die zwei gegensätzlichen Möglichkeiten darstellen und aus ihnen eine Synthese bilden.

▶ Metaphysische Begründung. Es gibt eine metaphysische Deutung der Institutionen, etwa vom Vernunftsbegriff der aufklärerischen Metaphysik her. In der Vernunft würden sich die apriorischen Begriffe dessen finden, was das Naturrecht sei, was der Staat zu jeder Zeit und immer sein soll, was die Sittlichkeit aller Kulturen normiere und was das alle Kulturen überragende Schönheitsideal sei. Die Institutionen wären in dieser Sicht Verwirklichungen ewiger Ideen. Die Geschichte lehrt uns aber, daß keine Institutionen ewig sind. Die ewigen Ideen werden immer neu aufgefaßt und gedeutet, so daß der Zweifel an ihrer Ewigkeit sehr berechtigt ist.

▶ Naturalistische Begründung. Deshalb erfolgte wohl auch der Umschlag in den Gegensatz, in den Naturalismus. Danach gibt es nur Seiendes, dessen Form die zufällig entstandene Faktizität ist. Sie könnte auch anders sein und muß daher einzig auf die faktischen Ursachen entweder der Natur oder der menschlichen Willkür zurückgeführt werden.

▶ Synthetische Begründung. Eine Synthese dieser beiden Ansichten liegt sowohl bei Aristoteles vor, als auch in der Theorie, die wir die Abstraktionslehre des Thomas von Aquin nennen. Nicht unsere Vernunft in ihrer völligen Abgelöstheit schaut die ewigen Wesenheiten, gleichsam sich erinnernd, sich in einen «mundus intelligibilis» zurückwendend, von dem diese Welt nur den Versuch einer Abbildung darstellt; sondern die Analyse des geschichtlichen Lebens läßt das Überfaktische auf dem Grund des Faktischen finden. Dieses Überfaktische ist das Bindende, Normierende einer jeden Institution und eines jeden Werkes. Es läßt sich weder durch eine Vernunft «apriori» finden, noch ist es eine rein faktische Gesetztheit. Die Tradition ist der eigentliche Ort, wo allein bindende Wesentlichkeit auffindbar ist.

Kommen wir also zu einem reinen Historismus? Keineswegs! Denn immer wieder führt die Besinnung auf die Tradition dazu, anzuerkennen, daß dieses überlieferte Bindende – das alte Wahre, wie Karl Thieme es nennt – doch nicht das allein Wahre ist, nicht genügt, verwandelt werden muß. Dieser Wille zur Wandlung, zur echten organischen Evolution hat nichts mit einer abstrakten Revoluzzerei zu tun, die immer neue Möglichkeiten rein aus der Vernunft heraus entwirft und die Hegel so gehaßt hat.

Wir müssen in der Geschichte, in unserer Geschichte, in der Besinnung auf den geschichtlichen Ort, an dem wir stehen, untersuchen, inwiefern das geschichtlich überlieferte Wesen weiter entwickelbares Wesen oder abzulegendes Unwesen ist, ob die Gestalt, die sich uns überliefert, wert ist, daß die Freiheit sich ihr schenkt, oder ob sie sich ihr verweigern muß.

Das Wesen spricht sich nicht in zeitloser Vernunft oder Verständigkeit allein aus. Der primäre Ort, wo das Bindende, das in den Institutionen zu Gestaltende zu uns spricht, ist die Geschichte. Auch Gott hat zu uns primär in der Geschichte gesprochen (die die Geschichte des Alten und des Neuen Bundes ist) und dann noch zusätzlich in der Vernunft.

Die Geschichte als das faktische Ereignis ist der Ort, wo auch das Überfaktische zu hören ist. So ergibt sich ein Bindendes, Überfaktisches, das doch kein «Apriori» ist, sondern ein echtes «Aposteriori». Das Neue Testament hat hiefür den griechischen Ausdruck «ho kairos» gewählt. Das hat es getan in Demut vor dem Walten des geschichtlichen Gottes, das uns den Augenblick zuspielt, damit wir uns in ihn einspielen. Diese Demut läßt uns das Rechte finden, das Rechte als die künftige Verfaßtheit der Erfassung unseres Lebens, das ein «lebendiges Leben» kraft des Glaubens sein soll.

Prof. Dr. Max Müller, München

Eingesandte Bücher

Gubisch Wilhelm: Hellseher — Scharlatane — Demagogen? Kritik an der Parapsychologie. Verlag Ernst Reinhardt, München/Basel, 1961. 213 S., mit 30 Abb., Leinen Fr. 16.50.

Haecker Theodor: Satire und Polemik. Der Geist des Menschen und die Wahrheit. Kösel-Verlag, München, 1961. 499 S., Leinen DM 19.80.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.
Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.–; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.–. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. – Belgien-Luxemburg: bFr. 190.–/100.–. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. – Deutschland: DM 15.–/8.–. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.–/13.–. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 17.–/9.–. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.–/1200.–. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.–/50.–. USA: jährlich $ 4.–.

Das Sozialwerk der Kirche
zusammengefaßt und kommentiert in:

JOHANNES SCHASCHING SJ
Die soziale Botschaft der Kirche
von Leo XIII. bis Johannes XXIII.
Herausgegeben im Auftrag der katholischen Sozialakademie in Wien. 4 Bildtafeln, 352 Seiten, glanzfoliekaschiert, sFr. 9.80

«Ein unentbehrlicher Behelf für jeden, der sich über die soziale Botschaft der Kirche orientieren will und der als Katholik in der sozialen Diskussion der Gegenwart bestehen will.» *Kathpreß*, Wien

In jeder Buchhandlung erhältlich

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK – WIEN – MÜNCHEN

Soeben erscheint aus Anlaß des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Franz Xaver von Hornstein

Religion und Erlebnis
Ein Weg zur Überwindung der religiösen Krise.

Herausgegeben von Josef Rudin mit Beiträgen von

Franz X. Arnold,
Franz Böckle,
Hermann Dobbelstein,
Max-P. Engelmeier,
Herbert Haag,
Otto Karrer,
Fritz Leist,
Josef Rudin,
Werner Schöllgen,
Viktor Warnach.

Walter-Verlag Olten/Freiburg Br.

261 Seiten, Leinen Fr. 18.—.

PP Zürich 1

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung». Zürich